

akzente

für Theologie und Dienst



Inhalt

Wort des amtierenden Vorsitzenden
Matthias Genz

Grußwort zur Jubiläumskonferenz
Präses Dr. Christoph Morgner

Gottes Erbarmen als Herausforderung
Dekan Claus-Dieter Stoll

Herausforderungen für Verkündiger und Seelsorger heute
Professor Dr. Hans-Joachim Eckstein

Persönlichkeit als Herausforderung
Heinrich Kaufmann

Seelsorge als Wahrnehmung
Prof. Rudolf Bohren

Bibelarbeiten
Johannes Weigel, Paul Gerhard Schwesig

Reich Gottes und Seelsorge
August Dallmeyer

Buchbesprechungen
Christoph Reumann

Aus der Geschäftsstelle
Karl-Heinz Schlittenhardt

Nummer

4

99. Jahrgang

akzente für Theologie und Dienst

Biblisch-theologische Dreimonatsschrift
der RGAV-Dienstgemeinschaft für Verkündigung und Seelsorge e.V.
www.rgav.de

Amtierender Vorsitzender
bis 21.04.2005:

Matthias Genz
Burchardstraße 20
39114 Magdeburg
Telefon: 0391/8116965
Fax: 0391/5575770
E-Mail: MGenzLKG@aol.com

Geschäftsführer:

Inspektor Karl-Heinz Schlittenhardt
Baustraße 2, 17489 Greifswald
Telefon: 0 38 34 - 594 - 150
Fax: 0 38 34 - 594 - 175
0 38 34 - 594 - 199
E-Mail: Schlittenhardt@rgav.de

Der Bezugspreis von 14,30 EUR einschließlich Porto und Versand
ist im Mitgliedsbeitrag enthalten.
Bankverbindung: EKK Eisenach, Konto-Nr. 416 649 (BLZ 820 608 00)
Bestellungen und Adressänderungen bitte
an die Geschäftsstelle in Greifswald richten!

Redaktionsgemeinschaft:
Endredaktion:

Landesinspektor Matthias Dreßler,
Theodor-Körner-Str. 24, 09221 Neukirchen
Telefon/Fax (privat): 03721-271-355
(dienstlich): 0371-515-930
E-Mail: Dressler@rgav.de

Bereich Referat:

Prediger Dietmar Kamlah, Schloßgasse 7, 76887 Bad Bergzabern
Dozent Martin Leupold, Paul-Fischer-Straße 2, 16259 Falkenberg/Mark

Bereich Bibelarbeit + Bücher:

Prediger Robert Lau, Bramkamp 39, 49076 Osnabrück

Bereich Buchbesprechung:

Prediger Christoph Reumann, In der Hohl 5, 67752 Wolfstein/Pfalz

Kontakt Verfasser:

Prediger Gerd Wendrock, Dorfstraße 1, 01609 Spansberg

Organisation Sitzung:

Inspektor Traugott Kögler, August-Bebel-Straße 15, 15569 Woltersdorf

(Die namentlich gekennzeichneten Artikel geben nicht unbedingt
die Meinung der Redaktion wieder.)

Weitere Mitarbeiter
an diesem Heft:

Prof. Rudolf Bohren
August Dallmeyer
Prof. Dr. Hans Joachim Eckstein, Ev.-theol. Seminar,
Liebermeisterstr. 11, 72076 Tübingen
Heinrich Kaufmann, Schönblick, 73527 Schwäbisch-Gmünd
Dr. Christoph Morgner, Im Steingarten 11, 57074 Siegen
Paul Gerhard Schwesig, 16259 Falkenberg/Mark, Uchtenhagen 3
Claus-Dieter Stoll, Dekanatstr. 10, 72172 Sulz a.N.
Johannes Weigel, Schloßstr. 6, 02625 Bautzen

Verlag:

Selbstverlag

Druck und Versand:

Design & Druck C. G. Roßberg · Inh. Christa Frohburg
Gewerbering 11 · 09669 Frankenberg/Sa.

Wort des amtierenden Vorsitzenden

In der RGAV

Vorübergehend ein neues Gesicht

Matthias Genz



Moment mal, wer ist denn das? Habe ich da etwas verpasst? War da nicht immer ein anderes Gesicht? Na klar haben Sie etwas verpasst! Unsere letzte Hauptkonferenz, die Jubiläumskonferenz! Es war einfach

Spitze. So ganz am Rand, neben all den Höhepunkten, hätten Sie erkannt, dass Lutz Behrens sich nicht verändert hat. Er hat noch keinen grauen Bart bekommen. Aber er hat eine Menge Arbeit als Rektor des Diakonissenhauses Zion in Aue, so dass er seine Aufgaben in unserer Dienstgemeinschaft für ein Jahr ruhen lässt. Der Vorstand und die Mitgliederversammlung haben mich beauftragt, in dieser Zeit die Aufgaben von Lutz Behrens wahrzunehmen.

Deshalb einige Stichpunkte zu mir. Mein Name ist Matthias Genz. Ich bin 46 Jahre jung oder alt? Ich bin verheiratet und habe drei erwachsene Kinder. Meine Zeit verbringe ich im Wesentlichen damit, Prediger in Magdeburg (Gemeinschaftsverband Sachsen-Anhalt) zu sein.

In dem besagten Jahr möchte ich einen Teil meiner Kraft und Zeit ganz bewusst unserer Dienstgemeinschaft zur Verfügung stellen. Ich freue mich auf die Zusammenarbeit mit Ihnen! Ich stehe Ihnen gerne zur Verfügung. Eine Dienstgemeinschaft lebt von einer ganz lebendigen Beziehung zwischen Basis und

Leitung. Deshalb möchte ich Sie herzlich bitten, bringen Sie sich mit Ihren Gedanken, Ideen und Gaben ein. Wir zählen auf Sie!

Wir möchten mit unserer Dienstgemeinschaft etwas bewegen. Unser neuer Flyer, den Sie hoffentlich schon in den Händen haben, umreißt die Schwerpunkte unserer Arbeit. In jedem seiner Bereiche wollen wir unser Profil schärfen. Solch ein Prozess funktioniert nur, wenn viele Mitglieder sich mit Liebe und Hingabe den Herausforderungen stellen. Solch ein Prozess erfordert aber auch immer wieder Finanzen. Die erforderlichen Mittel dazu konnten wir bisher nicht durch Mitgliedsbeiträge abdecken. Wir waren immer auf Spenden aus unseren Gemeinschaften angewiesen. Die Ewigkeitssonntagskollekte ist hierbei ein wesentlicher Finanzierungsbaustein. In verschiedenen Bereichen beobachten wir hier allerdings einen Rückgang. Ich möchte Sie bitten, in Ihrem Bereich zu schauen, ob es hier nicht Möglichkeiten gibt, diesen Finanzierungsbaustein zu vergrößern. Ohne Frage wird auch in unseren Gemeinschaften nur das finanziert, was förderungswürdig erscheint. Sie sind das Bindeglied zur Basis unserer Gemeinschaften. Sie haben die Chance, den hohen Wert unserer Dienstgemeinschaft ins Bewusstsein der Gemeinschaften zu bringen. Vielleicht nutzen Sie diesen Flyer, um bewusst zu machen, was wir mit der RGAV - Dienstgemeinschaft für Verkündigung und Seelsorge wollen. Ihrer eigenen Kreativität sind natürlich keine Grenzen gesetzt.

Auf ein gutes „Zusammenstehen“ mit Ihnen freue ich mich sehr, Ihr

Matthias Genz

Grußwort zur Jubiläumskonferenz am 28. April 2004 in Stuttgart

Präses Dr. Christoph Morgner

Es ist mir eine Freude und Ehre, an diesem festlichen Tag unter Ihnen zu sein. Ich gratuliere der, besser gesagt, „unserer“ RGAV zu ihrem 100. Geburtstag und entbiete Ihnen allen herzliche Grüße und Segenswünsche vom Vorstand des Evangelischen Gnadauer Gemeinschaftsverbandes. In ihm sind die meisten Mitglieder der RGAV zu Hause. Viele Christen aus dem Raum der Gemeinschaftsbewegung denken und beten heute hierher.

Was vor 100 Jahren in bescheidenem Umfang gestartet wurde, hat sich im Laufe der Jahrzehnte zu einer umspannenden Organisation ausgeweitet. Die RGAV hat alles überstanden: das Kaiserreich, die Weimarer Republik, das Dritte Reich, zwei Weltkriege und nicht zuletzt die deutsche Teilung. Ich nehme diesen Anlass wahr, der RGAV und ihren Verantwortlichen ein herzliches Dankeschön auszurichten für die Arbeit im Jubiläumszeitraum. Das Gepräge der Gemeinschaftsbewegung wäre ohne die RGAV nicht zu denken. Wir wissen, was wir ihr verdanken. Ich nenne drei Stichworte, mit denen ich einiges an Dank und Anliegen verbinde. Sie erscheinen mir wesentlich. Und ich möchte sie auch künftig bei der Dienstgemeinschaft für Verkündigung und Seelsorge angesiedelt sehen:



Brückenbauer

In einem umspannenden Dachverband von mehr als 80 verschiedenen Verbänden und Einrichtungen stellt die Verbindung zueinander ein großes Problem dar. Es lauert die ständige Gefahr, dass man sich aus den Augen verliert, lediglich nebeneinander her lebt und arbeitet und dass man bestenfalls über die Medien voneinander erfährt. In jeder Ecke meint man, das Rad neu erfinden zu müssen. Unter solchen Umständen ein Wir-Bewusstsein (neudeutsch: die corporate identity) zu pflegen, ist ein mühevolleres Unterfangen. Hier tut uns die RGAV einen unerlässlichen Dienst: Sie verbindet ihre Mitglieder über die Grenzen der einzelnen Organisationen hinweg und führt die Schwestern und Brüder in Tagungen und anderen Veranstaltungen zusammen. Hier blickt man über den Teller- rand der eigenen Einrichtung hinaus. Hier lernt man voneinander und betet füreinander. Man begreift sich als Teil des Reiches Gottes in Deutschland, Außenstelle Gemeinschaftsbewegung.

Gerade in einem Zeitalter zentrifugaler Tendenzen brauchen wir solche Brücken: Brücken der Begegnung für Aktive und Ruheständige, Brücken der gezielten Fortbildung, Brücken der gründlichen theologischen Arbeit, Brücken der praxis pietatis in allen Variationen.

Dieses Brückenbauen hat seine tiefste Bewährungsprobe bestanden, als durch unser Land die unselige Zonengrenze verlief. Die Trennung zwischen Ost und West hat vor keiner Organisation halt gemacht. Auch die Gemeinschaftsbewegung und mit ihr die RGAV waren in zwei Verbände zerfallen: die

Predigerbruderschaft in der DDR und die RGAV-West.

In dieser beschwerlichen Lage haben die getrennten Organisationen einen stillen, aber bemerkenswerten Dienst getan. Die unselige Grenze hat sie nicht davon abgehalten, den Kontakt zueinander zu pflegen, sich zu besuchen und einander zu helfen (auch mit christlicher Literatur), wo es irgend ging. Und das alles unter menschenunwürdigen politischen Umständen! Ängste und Schikanen an der Zonengrenze, Verhöre und andere Demütigungen wurden in Kauf genommen, um immer wieder geduldig die Brücke zur anderen Seite zu schlagen. Das alte Bibelwort lebte auf: „Ich suche meine Brüder“. Es wird Zeit, manches davon für die Nachwelt festzuhalten. Das gehört in die Geschichtsbücher. Das darf nicht vergessen werden.

Was sich in diesen vier Jahrzehnten abgespielt hat, ist ein kleines Ruhmesblatt in der Geschichte der RGAV. Wir wissen natürlich gut christlich: „Wer sich rühmen will, der rühme sich des Herrn“. Ihm zuerst gilt unser Dank: „Was haben wir, das wir nicht empfangen hätten?“ Aber wir wissen auch: Gott lässt keine Engelschwärme einfliegen, um unter uns zu handeln. Er gebraucht nach wie vor Menschen, um die Sache seines Reiches voranzubringen. Deshalb gilt auch denen unser Dank. Mir steht hier besonders der damalige Geschäftsführer Wilhelm Kunz vor Augen. Er hat sich unermüdlich als Brückenbauer engagiert, was ihm unglaublich viel an Kräften und Nerven abgefordert hat. Dem Mann gebührt schon lange dafür das Bundesverdienstkreuz!

Weil während der Teilung die Kontakte zwischen Ost und West unablässig gepflegt wurden, war es nach der „Wende“ leicht, auch äußerlich zueinander zu finden und das Brückenbauen unter neuen, freien Umständen zu verstärken.

Auch in dieser beglückenden und zugleich schwierigen Zeit hat die RGAV im Zusammenhang mit dem Dachverband Mustangültiges geleistet, indem sie Millionen-summen unter ihren Mitgliedern zusammengetragen hat, um den Schwestern und Brüdern in den neuen Bundesländern finanziell unter die Arme zu greifen. Über die war im Handstreich nicht nur die soziale Marktwirtschaft hereingebrochen, sondern auch der Kapitalismus, nicht nur die Freiheit, sondern auch die Konkurrenz westdeutscher Angebote. Wie würde das wiedervereinigte Deutschland heute dastehen, wenn auch andere Berufszweige dieses Maß an Solidarität mit ihren Kollegen in der ehemaligen DDR aufgebracht hätten!

Bis zum heutigen Tag leistet die RGAV den unverzichtbaren Dienst, das Netz der Binnenkommunikation in der Gemeinschaftsbewegung zu stärken und auszuweiten. Diese Aufgabe ist aktuell wie eh und je. Ich bitte die Verantwortlichen, alle Liebe und Phantasie daraufzuwenden, in dieser Richtung weiterzugehen, hin zu neuen Ufern und zu neuen Menschen.

Interessenvertretung

In allen Beschreibungen der RGAV und ihrer Geschichte wird einstimmig darauf verwiesen, keine Interessenvertretung oder gar Gewerkschaft zu sein, sondern eine geistliche

Gemeinschaft. Dem kann und will ich nicht widersprechen. Aber wir sind nun einmal zuerst Geschöpfe Gottes, dann Kinder Gottes und dann erst Mitarbeiter Gottes. Wir können nicht Gottes Mitarbeiter sein, wenn uns nicht die Freude der Kinder Gottes erfüllt. Und wir können auch nicht im Reich Gottes mitarbeiten, wenn wir die geschöpfliche Seite unseres Dienstes nicht ausreichend berücksichtigen. Der zweite und dritte Glaubensartikel hängen in der Luft, wenn das Fundament des ersten nicht steht. Deshalb brauchen unsere Prediger eine Institution, die ihre Interessen vertritt. Denn die Art und Weise, wie bis vor einigen Jahrzehnten menschlich und wirtschaftlich mit manchen Predigern umgegangen worden ist, gereicht nicht zur Ehre der Gemeinschaftsbewegung. Oft meinte man, es käme auf eine solide, tragfähige finanzielle Absicherung der Hauptamtlichen und ihrer Familien nicht an und es würde die Familie eines Predigers vom so genannten „Gotteslohn“ satt.

Viele ältere Geschwister haben mir aus vergangenen Zeiten darüber berichtet, wie pseudogeistlich, kleinkariert und engherzig oft verfahren wurde. Manche Prediger waren der lokalen Willkür ausgeliefert. Hier wurden viele Wunden geschlagen, die heute nur mühselig vernarbt sind. Dass dem zum Trotz unsere Prediger ihren Dienst gern getan und nachhaltige Spuren des Segens gezogen haben, betrachte ich als ein glattes Wunder Gottes.

Über den Kreis der Aktiven hinaus hat die RGAV einen sorgfältigen Blick für die Ruheständler und die Predigerwitwen gehabt. Jahr für Jahr wurde und wird gesammelt,

um deren finanzielle Lage durch Zuschüsse aufzubessern. Ein Dienst der Liebe, der heute nicht vergessen werden darf!

Als Interessenvertretung hat die RGAV im Zusammenhang mit umsichtigen Kräften aus den Verbänden Bahnbrechendes geleistet. Dass unsere Prediger heute weitgehend finanziell abgesichert und regelmäßige Gehaltszahlungen Normalität sind und dass auch die Alterssicherung gewährleistet wird, ist für mich ein wichtiges Signal dafür, dass auch unsere Hauptamtlichen Anlaufstellen für ihre Interessen brauchen.

Ich bitte die RGAV, weiterhin die Augen und Herzen offen zu halten. Zufriedene Mitarbeiter sind ein hohes Gut!

Verantwortung

Als ich vor mehr als 15 Jahren in den Gnadauer Vorstand kam, war selbstverständlich die RGAV dort vertreten. Karl-Heinrich Bender, der frühere Vorsitzende, hat sich dort ruhig, klar und konziliant eingebracht. Er wirkte nicht als Vertreter, der lediglich Belange seines Standes vor Augen hatte, sondern als einer, der das Ganze von Gemeinschaftsbewegung und Kirche im Blick hatte. Das gab seinen Beiträgen besonderes Gewicht.

Dieses Übernehmen von Verantwortung ist der RGAV (ebenso wie der Predigerbruderschaft in der ehemaligen DDR mit ihrem damaligen Vorsitzenden Erich Pentzek) bestens bekommen.

Seit Karl-Heinrich Bender ausgeschieden ist, sitzt die RGAV nicht mehr mit einem Vertreter am Tisch. Das könnte sich ändern, denn bald werden wieder Plätze frei. Wie

wäre es, wenn sich ein maßgeblicher Vertreter der RGAV zur Wahl stellt und damit bewusst Verantwortung übernimmt für den Weg der Gemeinschaftsbewegung?! Dann hätten die Anliegen der RGAV mitten im Zentrum der Verantwortung ihren Platz. Und zugleich wäre das, was dem Gnadauer Vorstand wichtig ist, in den Gremien der Dienstgemeinschaft für Verkündigung und Seelsorge präsent. Davon profitieren alle.

Die RGAV wurde im Jahr 1903 in Kassel gegründet. Mittlerweile hat sich dort die Zentrale der Gemeinschaftsbewegung angesiedelt. Insofern schließt sich der Kreis. Unser Dachverband braucht die RGAV. Und umgekehrt: Die RGAV kann ohne Dachverband nicht sein. Wir freuen uns, einander zu haben. Und ich wünsche weiterhin ein gutes und gedeihliches Miteinander im Segen unseres Gottes und Heilandes. Wir möchten, dass es der RGAV gut geht.

„Wir gehn an unsres Meisters Hand, und unser Herr geht mit“. Lasst uns diesen Weg weiterhin gemeinsam gehen, zum Segen des Reiches Gottes in unserem Land und nicht zuletzt zum Segen für uns alle.



*Dr. Christoph
Morgner,*

*Präses des Evangelischen
Gnadauer Gemeinschaftsverbandes*

Gottes Erbarmen als Herausforderung

Dekan Claus-Dieter Stoll

Bibelarbeit im Rahmen der Jubiläumstagung der RGAV aus Anlass ihres 100-jährigen Bestehens am 26. April 2004 auf dem Schönblick in Schwäbisch Gmünd

„Erbarmen als Herausforderung“. Als ich dieses Thema las, habe ich mich zunächst gewundert. Vielleicht ist es Ihnen auch so gegangen. Wer nimmt schon an Erbarmen Anstoß? Wenn sich ein Starker eines Hilflosen erbarmt, dann rührt das doch vielmehr. Allenfalls weckt es ein mildes Lächeln bei solchen, die sich darüber erhaben dünken. Erbarmen, das ist doch eigentlich ein wesentliches Element unseres zwischenmenschlichen Umgangs, dass die Schwachen, die Kranken, die Kleinen nicht unter die Räder kommen. Erbarmen ermöglicht menschenwürdiges Leben - gerade in einer christlichen Gesellschaft wäre dies doch auch zu erwarten! So hat es einmal der Schriftsteller Heinrich Böll (1916-1985) formuliert: „Unter Christen ist Barmherzigkeit wenigstens möglich, und hin und wieder gibt es sie: Christen; und wo einer auftritt, gerät die Welt in Erstaunen. 800 Millionen Menschen haben auf dieser Welt die Möglichkeit, die Welt in Erstaunen zu versetzen. Vielleicht machen einige von dieser Möglichkeit Gebrauch. Selbst die allerschlechteste christliche Welt würde ich der besten heidnischen vorziehen, weil es in einer

christlichen Welt Raum gibt für die, denen keine heidnische Welt je Raum gab: Krüppel und Kranke und Schwache; und mehr noch als Raum gäbe es für sie: Liebe für die, die nutzlos erschienen und erscheinen. Ich glaube an Christus, und ich glaube, dass 800 Millionen Christen auf dieser Erde das Antlitz dieser Erde verändern könnten.“

„Könnten“ sagt Böll, nicht „können“. Es ist also keineswegs so selbstverständlich, wie wir es erwarten und wünschen. Dass Menschen rücksichtslos und brutal mit anderen umgehen und ihre Überlegenheit ohne jeden Skrupel ausnutzen, das wird uns täglich in vielfältigen Bildern über die Massenmedien in Erinnerung gebracht. Kleine Kinder z.B. mit ihren unschuldigen Gesichtern rühren uns besonders. Dennoch werden gerade sie immer wieder Opfer von Gewaltverbrechen oder sadistischen Interessen. Die Attentäter des Anschlags vom 11. März auf die Züge in Madrid haben nicht danach gefragt, was für Menschen getroffen werden, worüber sie sich freuen oder mit welchem Leiden sie zu schaffen haben. Und die Attentäter vom 11. September noch weniger.

Aber es muss erst gar nicht um terroristische Gesinnung gehen. Schon der Erfolgsdruck unserer Leistungsgesellschaft stellt die Schwachen kalt an die Wand. Wenn eine große Firma ihre Produktion ins billigere Ausland verlagert, hat man oft den Eindruck, dass es nur um das wirtschaftliche Überleben geht und man die Frage nach dem Lebensunterhalt der zu teuren Mitarbeiter nur mit einem Achselzucken beantwortet.

Der hohe Stand der Arbeitslosigkeit bringt eine wachsende Zahl von Menschen mit sich, die vom sozialen Netz der Gesellschaft kaum mehr aufgefangen werden können.

Vom Erbarmen derer, die noch genug haben, ist da wenig zu spüren. Nach wie vor ist Arbeitslosigkeit und Abhängigkeit von der Sozialhilfe gesellschaftlich verfeimt, werden sie doch auf eigenes Verschulden, Faulheit und mangelnde Eigeninitiative zurückgeführt. Aber dass die geänderten äußeren Bedingungen zu erheblichen Hürden geworden sind, dass z.B. Mobbing oder die Erfahrung des Arbeitsplatzverlustes, von Scheitern im Beruf und des Lebensplans Menschen geradezu krank machen und nicht mehr aufkommen lassen, das zeigt, wie weit entfernt unsere Gesellschaft davon

ist, menschenwürdig genannt werden zu können. Von Barmherzigkeit erkennen wir hier nichts.

Natürlich gibt es auch rühmliche Ausnahmen. Sie finden sich zunächst im sozialen Bereich der Kommunen und Landkreise, die sich per Gesetz der Schwachen in bestimmten Bereichen annehmen müssen. Im Zuge der erzwungenen Sparmaßnahmen werden in vielen Fällen zuerst die Ausgaben im Sozialbereich gekürzt oder gar ganz gestrichen.

Im Bereich christlicher Diakonie sieht es noch etwas besser aus. Aber auch hier führt die Finanzknappheit zu immer schmerzlicheren Einschnitten. Auch zu bedenken ist: Professionelle soziale Hilfe hat mit dem ursprünglichen Verständnis von Barmherzig-



keit nur noch wenig gemeinsam, es sei denn, die einzelnen Mitarbeiter werden in der Ausübung ihres Berufs persönlich davon gerührt, dass sie mit bedürftigen Menschen zu tun haben, für die sie sich leidenschaftlich einsetzen, weil sie das Elend nicht mit ansehen können.

Ausgehend von diesem gesellschaftlichen Hintergrund ist zu fragen, was Erbarmen oder Barmherzigkeit eigentlich meinen.

An der Bibel kommen wir dabei nicht vorbei. Die biblische Linie der Barmherzigkeit hat das christliche Abendland mit aller Nachhaltigkeit geprägt. Was sich heute im säkularen Bereich sozialer Gesinnung finden lässt, hat seine Wurzeln - soweit es nicht bloß um die natürliche Sehnsucht nach Gerechtigkeit geht - in der christlichen Nächstenliebe. Die von Jesus gelehrtete Nächstenliebe wiederum hat ihre Wurzeln jedoch schon im Alten Testament: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst; ich bin der HERR“ (3 Mo 19,18).

Im Gleichnis vom Barmherzigen Samariter hat Jesus ja dafür das Vorbild gegeben. Er antwortete damit auf die Frage nach dem höchsten Gebot, in dem er Gottes- und Nächstenliebe miteinander verbindet. Auf seine abschließende Frage, wer denn dem unter die Räuber Gefallenen der Nächste gewesen sei, hat der Schriftgelehrte geantwortet: „Der die Barmherzigkeit an ihm tat“ (Lk 10,37).

Barmherzigkeit meint hier vom griech. »éleos« her zunächst einfach Mitleid. Aber Barmherzigkeit ist mehr als ein Gefühl. Vom alttestamentlichen Hintergrund her ist deshalb immer auch das konkrete Tun gemeint,

das Werk der Barmherzigkeit oder auch das der Liebe. Darin erfüllt sich der Wille Gottes (Mi 6,8): „Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott“.

In diesem Prophetenwort fällt auf, dass die vertraute Lutherübersetzung den hebräischen Wortlaut nur ungenau wiedergibt: Anstelle von „Gottes Wort halten“ müsste es besser heißen „Recht“ »mischpat« üben, das göttliche Recht umsetzen. „Liebe üben“ meint wörtlich das Tun von „Liebe der Güte“, also die Güte, die Barmherzigkeit zu lieben. Und „demütig sein“, wörtlich „demütig“, „bescheiden zu leben“ zielt auf unser Selbst- und Lebensverständnis. Demütig sein vor Gott meint, dass wir unsere Grenzen als Geschöpfe, vergänglich, irrig, sündig, unfertig zu sein, bejahen, dass wir Geschöpf sind und nicht Gott und Gott von Herzen den Schöpfer und Herrn sein lassen. Auf diesem Hintergrund hat sich im Judentum die Tugend der Werke der Barmherzigkeit herausgebildet, die einen Frommen, einen Gerechten vor Gott auszeichnen. Darauf nimmt Jesus Bezug, wenn er den Pharisäern Heuchelei vorwirft (Mt 23,23): „Weh euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr den Zehnten gebt von Minze, Dill und Kümmel und lasst das Wichtigste im Gesetz beiseite, nämlich das Recht, die Barmherzigkeit und den Glauben! Doch dies sollte man tun und jenes nicht lassen.“ Wörtlich zitiert Jesus hier Mi 6,8, wenn er von Recht, Barmherzigkeit und Glauben spricht, wobei auffällt, dass er die demütige Haltung vor Gott mit Glauben

gleichsetzt. Über die Urgemeinde hat dann diese Tradition Eingang ins Christentum gefunden. Bis heute ist unsere Gesellschaft davon beeinflusst.

Zur Liebe gesellt sich also der Begriff »chäsäd«. Im Hebräischen wird er neben dem synonymen »rachamim« immer wieder für Barmherzigkeit gebraucht (1 Mo 19,19; 21,23; 24,12.27 u.ö.; 1 Mo 43,14; 5 Mo 13,18; Jes 47,6; Jer 42,12). »rachamim« kommt vom hebr. »rächäm« („Mutterschoß“ als Sitz der Gefühle). So wird auch Jesus angesichts des wie Schafe zerstreuten Gottesvolkes vom Mitleid geschüttelt (Mt 9,36: „es jammerte ihn“). Im Griechischen findet sich hier die vergleichbare Vorstellung von den Eingeweiden („ta splanchna“, übertragen im Sinne des Sitzes der Gefühle).

So wie eine Mutter also aus ihrem Mutterinstinkt heraus mit ihrem Kind und für ihr Kind fühlt und leidet und sich seiner annimmt, für es sorgt, es versorgt, wärmt und schützt und - wenn es etwas anstellt - vergibt, so meint Barmherzigkeit die mitfühlende und zugleich tatkräftige Anteilnahme, die nicht danach fragt, ob der andere es auch verdient oder ein Recht dazu hat. Im Unterschied dazu bezieht sich der sehr viel häufigere Begriff »chäsäd« auf die Nachsicht, die Güte vor Recht ergehen lässt. Deshalb wird »chäsäd« auch als Güte oder Gnade übersetzt.

Maßstab für die Barmherzigkeit ist Gott selbst. Wie ein roter Faden zieht es sich durch das Alte Testament, dass Gott „gnädig und barmherzig ist, geduldig und von großer Gnade und Treue“. So in 2 Mo 34,6; Ps 86,15; 103,8; 145,8 u.ö. Jesus selbst

preist die Barmherzigen selig (Mt 5,7) und erhebt die von Menschen empfangene und weitergegebene Barmherzigkeit sogar zum Maßstab des Endgerichts (Mt 7,2; 25,31ff). Auch im Jakobusbrief wird dies noch einmal hervorgehoben (2,13): „Denn es wird ein unbarmherziges Gericht über den ergehen, der nicht Barmherzigkeit getan hat; Barmherzigkeit aber triumphiert über das Gericht.“

Besonders anschaulich und zugleich ergreifend wird dies im Gleichnis vom Schalksknecht erkennbar (Mt 18,21ff): „Da hatte der Herr Erbarmen mit diesem Knecht und ließ ihn frei, und die Schuld erließ er ihm auch“ (V. 27). „Hättest du dich nicht auch erbarmen sollen über deinen Mitknecht, wie ich mich über dich erbarmt habe?“ (V. 33)! Und: „So wird auch mein himmlischer Vater an euch tun, wenn ihr einander nicht von Herzen vergeb, ein jeder seinem Bruder“ (V. 36).

Schon bei der Bitte um Vergebung im Vaterunser verknüpft Jesus die aus Barmherzigkeit empfangene Vergebung mit der daraus selbstverständlich erwarteten Haltung, diese auch anderen zu gewähren (Mt 7,15). Gleichzeitig merken wir hier die Herausforderung, dass Barmherzigkeit auch mit der Bereitschaft zu tun hat, jemandem zu vergeben, dem ich, menschlich gesehen, lieber den Kopf abreißen würde.

Das Gleichnis vom Schalksknecht wurde von der Frage des Petrus ausgelöst: „Wie oft muss ich meinem Bruder, der an mir sündigt, vergeben? Reicht es siebenmal?“ Das zeigt, welchen Zündstoff die Lehre Jesu enthält und dass es auch für die Jünger und

ersten Christen keineswegs selbstverständlich war, auf ihr gutes Recht zu verzichten. Dabei war Petrus mit seinem Angebot, siebenmal zu vergeben, ja schon äußerst großzügig.

So richtig provokant wirkt geübte Barmherzigkeit dort, wo nicht nur Schwachen geholfen wird, sondern Gnade vor Recht gestellt wird. Das kann dem natürlichen Gerechtigkeitsempfinden erheblich gegen den Strich gehen. So macht es z.B. das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg anschaulich (Mt 20,1ff). Geradezu ärgerlich wird Barmherzigkeit dort, wo der eigene Anspruch auf gerechte Entlohnung dadurch relativiert wird und man sich zu kurz gekommen wähnt.

Dabei geht es keineswegs um ein starres Prinzip „Gnade vor Recht“! Sonst wäre Jesus ja ein gesetzloser Rebell gewesen. Aber er hat das Gesetz bestätigt und ausdrücklich erfüllt. Das Gesetz wird nicht aufgehoben. Die von ihm geforderte Gerechtigkeit jedoch wird gerade darin erfüllt, dass der, der bisher ohne oder gegen Gottes Gebote lebte, die Chance eines neuen Anfangs erhält.

Gnade erlässt die Strafe, Barmherzigkeit führt zu einem neuen Leben, soll zum neuen Leben führen, zum ewigen Leben.

Gnade ist, dass ich nicht bekomme, was ich verdient habe; Barmherzigkeit ist, dass ich bekomme, was ich nicht verdient habe!

Aber auch schon das eigene Verständnis nicht nur von dem, was recht ist, sondern auch und viel mehr von dem, was Gott gemäß ist, was also der Rechtgläubigkeit entspricht, wird durch Gottes Barmherzigkeit herausgefordert.

Besonders eindrücklich begegnet mir das in der Geschichte von der Salbung Jesu durch die Sünderin (Lk 7,36ff). Voller Entsetzen wenden sich der Gastgeber und die anderen Gäste ab, als sie erkennen, was für eine Frau es wagt, ihre Männergesellschaft zu stören. Mit einer solchen Frau wollen sie nichts gemein haben. Aber Jesus kümmert sich nicht um Sitte und Anstand. Er sieht nur die liebevolle Hingabe, mit der diese Frau von ihm und der von ihm repräsentierten Barmherzigkeit Gottes - gerade solchen Menschen wie ihr gegenüber - erfüllt ist. Sie hat sich von der Barmherzigkeit treffen, rühren, bewegen lassen und gibt zurück, was sie empfangen hat. „Ihre vielen Sünden sind vergeben, denn sie hat viel Liebe gezeigt; wem aber wenig vergeben wird, der liebt wenig“ (V. 47).

An dieser Stelle kommen wir zum Dreh- und Angelpunkt der Barmherzigkeit. Schätzen kann sie nur, wer weiß, wie sehr er selbst darauf angewiesen ist. Die Frau war sich voll und ganz bewusst, die Zuwendung der Barmherzigkeit Gottes, die ihr in Jesus personhaft begegnete, mit nichts verdient zu haben oder beanspruchen zu können. Für sie war es ein unerwartetes und damit um so mehr befreiendes Geschenk. Das eröffnete ihr ein völlig neues Leben.

Dem pharisäischen Gastgeber und seinen weiteren Gästen war das offensichtlich nicht zugänglich. Sie konnten die ihr gewährte Barmherzigkeit und Vergebung nicht fassen, erst recht nicht akzeptieren und damit auch nicht schätzen. Für sie stand klar fest, dass sie selbst besser waren als diese Frau. Sie führten kein so verdorbenes Leben. Sie

brauchten deshalb auch keine Vergebung. Was sollte ihnen denn schon vergeben werden?!

Was hindert solche Menschen, die von ihrer eigenen Gerechtigkeit, vielleicht gar Vollkommenheit so felsenfest überzeugt sind, zumindest sich entsprechend zur Schau zu stellen, sich der Barmherzigkeit zu öffnen? Ist es das schmerzliche Zugeständnis, eben nicht vollkommen zu sein? Ist es die Angst, bloßgestellt zu werden, in ein Loch zu fallen, verdammt zu sein, wenn die eigenen Abgründe ans Tageslicht kommen? Verdammt - von wem? Macht doch die Botschaft des Evangeliums gerade deutlich, dass es keine Verdammnis gibt für die, die sich ganz der Barmherzigkeit Gottes überlassen.

Ein anschauliches Beispiel dafür gibt König David. Gegen Ende seiner Regierungszeit hatte er gegen den Willen Gottes eine Volkszählung durchgeführt. Deshalb bekam er über den Propheten Gad von Gott drei Strafen zur Auswahl vorgelegt: 3 Jahre Hungersnot, 3 Monate Flucht vor Gegnern oder 3 Tage Pest (2 Samuel 24,14). Seine Antwort an Gad war: „Es ist mir sehr angst, aber lass uns in die Hand des Herrn fallen, denn seine Barmherzigkeit ist groß; ich will nicht in der Menschen Hand fallen“. Er wusste genau, wenn er sich auf die Barmherzigkeit von Menschen stützen würde, dann bekäme er nur die menschliche Gnadenlosigkeit zu spüren. Und doch scheint die immer noch berechenbare menschliche Unbarmherzigkeit für viele attraktiver zu sein als sich der Wahrheit vor Gott rückhaltlos zu stellen.

Abschließend möchte ich noch einen Blick auf das Gleichnis von den beiden Söhnen

werfen und daran veranschaulichen, wie herrlich und zugleich provozierend Barmherzigkeit sein kann und wohl auch bleiben wird (Lk 15,11ff).



Springmann: Verlorener Sohn

Die Tonfigur zeigt den heimgekehrten Sohn, den der Vater liebevoll empfängt. Der Ausdruck der Gesichter widerspiegelt die tiefen Empfindungen dieser Szene: der Vater, voll inniger Freude, seinen verlorenen Sohn wieder zu haben; der Sohn in ungläubig kindlichem Staunen: „Sollte das wirklich wahr sein, dass ich so empfangen werden, dass ich wieder angenommen bin? Es ist zu schön, um wahr zu sein!“ Das ist die Herrlichkeit, die geübte Barmherzigkeit ausstrahlt.

Aber auch die andere Seite gehört zu dieser Geschichte, das entsetzte Gesicht des Bruders, das wir hier nicht sehen, uns vielleicht aber sehr gut vorstellen können. Er sagt sich wohl auch: „Das kann doch nicht wahr sein!“ Aber für ihn darf es nicht wahr sein, dass dieser Lump von einem Bruder, nachdem er das ganze Erbe verprasst hat, nach Hause kehrt und so behandelt wird als sei nichts geschehen. Und er selbst, der sich immer als ordentlich und zuverlässig gezeigt hat, ist noch nie so in den Arm genommen und geherzt worden. Für ihn hat man kein solches Fest veranstaltet. Dabei geht es auch für ihn um nicht mehr und nicht weniger, als sich darüber mit zu freuen: „Dieser dein Bruder war tot und ist wieder lebendig geworden war verloren und ist wiedergefunden“ (V. 32).

Wir leben in einer unbarmherzigen Welt - nicht nur im Blick auf Gewalt, Missbrauch und Rücksichtslosigkeit, sondern auch in einer schärfer werdenden Verhärtung gegenüber dem wachsenden Elend. Auch wir Christen schließen davor oft genug die Augen.

Dagegen steht die klare Zielrichtung der Barmherzigkeit Gottes als Mitte des Evangeliums. Der kath. Pfarrer Ernst Kirchgässner (1914-1989) hat es einmal so formuliert: „Mitten im Wohlstand müssen wir die Not derer aufspüren, die den Anschluss verpasst haben, die draußen stehen, die Gefallenen, die Vorbestraften, die Trinker, die Dirnen, die Hungrigen, die verkrachten Existenzen. Die Christen verlieren ihren Kredit, wenn sie um diese Menschen einen weiten Bogen machen. Eine Welt, die von

den Christen keine Barmherzigkeit erfährt, muss annehmen, dass wir selber von unserer eignen Sache, von Christus, nicht richtig überzeugt sind.“

Wenn wir jedoch von unserer Sache, von Christus gepackt sind, von seiner Barmherzigkeit ergriffen, dann gilt wirklich - und nicht nur im Konjunktiv -, was ich von Heinrich Böll zitierte: „Ich glaube an Christus, und ich glaube, dass 800 Millionen Christen auf dieser Erde das Antlitz dieser Erde verändern könnten.“ Von dieser Herausforderung wollen wir nicht lassen.



*Claus-Dieter
Stoll*

Herausforderungen für Verkündiger und Seelsorger heute

Professor Dr. Hans-Joachim Eckstein,
Tübingen

**Festvortrag beim Empfang 100 Jahre
RGAV-Dienstgemeinschaft für Verkündi-
gung und Seelsorge e.V. am 28.04.2004 in
Stuttgart, Neues Schloss
Der mündliche Stil wurde so weit wie
möglich beibehalten.**

Bei unserem Thema haben wir es mit drei Themenkomplexen zu tun. Zunächst hören wir das Stichwort **Herausforderungen**, das für die eher traurig Gestimmten und Er-

schöpften unter uns fast wie ein Euphemismus erscheinen mag - eine beschönigende und abmildernde Umschreibung von Unangenehmem. Um etwas als „Herausforderung“ zu erkennen, brauchen wir genügend Energie und „Leben im Überfluss“, so dass wir uns von dem noch ansprechen und reizen lassen, was außerhalb unseres Selbst liegt und uns Kraft abverlangt. Wir könnten auch geneigt sein, eher von den „Problemen“ und „Verlegenheiten“ zu sprechen, die Verkündigerinnen und Verkündiger heute haben - von unseren „Ängsten“, von unserer „Drangsal“ oder „Not“, um es mit traditionellen Begriffen zu sagen. Aber die Verantwortlichen der „Dienstgemeinschaft für Verkündigung und Seelsorge“ wollten ihr Jubiläum mit gutem Grund in Wahrnehmung der „Herausforderungen“ feiern. Es geht zweitens um den Aspekt unseres



Dienstes, der mit Worten und mit Reden verbunden ist. Denn wir werden angesprochen als Verkündigerinnen und Verkündiger, als Seelsorgerinnen und Seelsorger, die wir - neben all dem anderen, was unser Leben sonst noch bestimmt und ausfüllt - sind. Und auch hier könnte man wieder fürchten, dass es sich nochmals um eine „Schönfärberei“ für eine tief empfundene Verlegenheit handelt. Denn wie viele „Wörter“ gibt es überall zu hören, die an der Wirklichkeit nichts ändern, und wie viele „Reden“ werden in Kirche und Gesellschaft gehalten, ohne dass ihnen Taten folgen und sich in unserem Leben wirklich etwas verändert? Grundet unsere eigene Angst und Sorge nicht in der enttäuschenden Erfahrung, dass wir mit unseren Worten so wenig vermögen und mit unserer Verkündigung so wenige wirklich ansprechen? So sind wir schließlich selbst versucht, den Ruf nach der Tat an die Stelle der Verkündigung des Wortes zu setzen und den Aufruf zum Handeln an die Stelle des Zuspruchs und der Zusage.

Schließlich ist in unserer Themenformulierung vom „**Heute**“ die Rede. „Heute“ - das Wörtlein klingt so eindeutig. Nicht gestern, nicht morgen, sondern heute. Aber ist das Heute tatsächlich so eindeutig bestimmt? Hat jeder von uns das gleiche Heute? Der eine fuhr her und hatte gerade eine gute Nachricht gehört. Er freut sich auf den Tag, die nächste Woche und auf all das, was an Begegnungen vor ihm liegt. Für ihn ist das Heute hell, feierlich, erfüllt von Sonne, Glockengeläut und Zuversicht. Ein anderer hat vorhin eine unangenehme Post geöffnet

oder einen belastenden Anruf erhalten. Vordergründig gesehen lebt er im selben Heute, und es ist ihm doch ein ganz anders bestimmter Tag: dunkel, traurig und zukunftsverhangen. Wir haben es also mit Herausforderungen in einem Heute zu tun, das sich uns gar nicht so eindeutig und unveränderbar erschließt, wie es oft vordergründig erscheint.

Gewiss, wir wollen thematisch gerne aufnehmen, was allgemein als gesellschaftliche „Herausforderung der Gegenwart“ und als „Problem des Heute“ erkannt wird. Wir leben in unseren Gemeinschaften und Kirchen weitgehend entsprechend zu den Entwicklungen der gesellschaftlichen Gruppierungen, die sich gar nicht geistlich oder im weitesten Sinne spirituell orientieren. Das ist Folge einer Entwicklung, die wir zunächst noch überwiegend als Befreiung und Aufbruch begrüßt haben mögen und die uns nun zunehmend in Verlegenheit bringt: **Heute** ist die Zeit des **Individualismus**. In der Zeit der sogenannten „Aufklärung“ hat alles noch so euphorisch begonnen: Nicht das Ganze und nicht die Gemeinschaft sind im Blick, sondern der emanzipierte Einzelne. Nicht eine vorgegebene Tradition, nicht ein ferner Himmel stehen im Mittelpunkt, sondern das „Ich“ als handelndes Subjekt. Die Entfaltung der Interessen des Einzelnen und der Aufbruch in die Unabhängigkeit weckten damals in vielen Frühlingsgefühle. Die Entdeckung der Vernunft - gegen eine festlegende und festgelegte Dogmatik, gegen eine Hierarchie von Kirche und Regierung - hat manchen fast be rauscht: „Ich denke, also bin ich!“, formu-

lierte es kühn ein Philosoph. Aber wir erleben heute auch die Kehrseiten dieses Aufbruchs aus der Einbindung in Kirche und Gesellschaft, aus der gemeinsamen Orientierung an Glaube und traditionellen Werten. Ein jeder denkt - aber eben zunächst und vor allem an sich. Der Hinweis auf das Ganze, auf die Liebe, die Überzeugung und die „Pflicht“ ist nicht mehr hinreichend, um Mitarbeiter zu motivieren und zur Verantwortung zu rufen. „Was habe ich selbst davon, was ist mein Vorteil, mein Gewinn?“, ist die konsequente Frage des Individualisten. „Und wenn nicht an Geld, was erhalte ich dabei an Bestätigung, an Glücksgefühlen und an erfüllenden Erfahrungen?“ Dies ist die Parole des Individualismus - mit seinen durchaus schönen und befreienden Seiten, aber auch mit seinem schalen Nachgeschmack der Selbstverlorenheit und der Vereinsamung, der Unverbindlichkeit und sozialen Gefährdung.

Es hängt unmittelbar mit dieser Bewegung im Schwung der Aufklärung zusammen, dass das Entdecken des „Ich“ und die Entfaltung des „Selbst“ mit einer programmatischen Kritik hinsichtlich der Autoritäten und Traditionen, der Instanzen und Hierarchien einherging. Und da in den herkömmlichen Herrschaftsstrukturen Gott selbst als die Spitze der Pyramide anerkannt - oder im negativen Falle auch: missbraucht - wurde, traf und trifft die Emanzipation auch die Dimension des Glaubens und der Anerkennung Gottes selbst. Wir leiden an der Folge der so genannten „**Säkularisierung**“, der Verweltlichung unserer Gesellschaft und der Ablösung der bestehenden Ordnungs- und

Wertesysteme. Die Säkularisierung hat uns eingeholt, so dass uns als Verkündiger und Seelsorger der Wind kalt in die Ohren bläst. Wir können nicht mehr einfach auf Gott und auf Grundwerte als selbstverständlich anerkannte Größen verweisen. Es will heute nicht einmal mehr gelingen, eine europäische Verfassung zu formulieren, in der der Gottesbezug - selbst im weitesten und offensten Sinne - als verbindende und normierende Größe allgemeine Anerkennung findet. Selbst dazu fehlt inzwischen der gemeinsame Boden.

Damit verbunden und daraus hervorgegangen ist schließlich auch die dritte Krise, die des so genannten „**Pluralismus**“. Konnten wir vor Jahrzehnten noch die christliche Tradition und allemal die sich daraus ableitenden ethischen Grundwerte als „common sense“ reklamieren - also als das, was allen Vernünftigen und Gutwilligen unmittelbar und fraglos einleuchtet -, lässt sich heute durch den bloßen Verweis auf allgemein anerkannte Werte kaum noch erfolgreich zu sozialer Verantwortung und am Allgemeinwohl orientiertem Verhalten motivieren. Es gibt gesellschaftlich gesehen nicht die Wahrheit, der sich alle Lügen beugen müssen. Sondern jeder hat seine eigene Wahrheit, jede Gruppe ihre eigenen Interessen und jede Gemeinschaft ihr spezielles Wertesystem. Und unser Zusammenleben scheint zur Zeit faktisch nur so zu funktionieren, dass wir die Wahrheitsfrage zurückstellen und die Normendiskussion pragmatisch auf das reduzieren, was machbar, was vermittelbar und was konsensfähig ist. **Individualisierung, Säkularisierung und Plurali-**

sierung - alle drei Leitworte haben immer beides bei sich: einerseits den freudigen Geruch des Aufbruchs und den hellen Schein der Befreiung von Verkrustungen und Einschränkungen - und andererseits zugleich die beschriebenen Schattenseiten des Verlustes von Gemeinsinn, Gottesbezug und Verbindlichkeit, unter dem wir in unseren Organisationen und in unserer Gesellschaft leiden müssen.

Nun können wir ganz unbestreitbar gar nicht genug darauf aufmerksam machen, dass wir als Menschen selbst für unser Leben und diese Welt verantwortlich sind, dass wir uns nicht mit einer übergeordneten Wirklichkeit und mit vorgegebenen Normen entschuldigen dürfen. „Hier und jetzt“ sollen wir leben, unsere Möglichkeiten ergreifen und unsere Ziele verwirklichen. Jedoch lässt uns die pathetische Rede von den unbegrenzten Möglichkeiten, der optimistischen Selbsteinschätzung und der unbedingten Entscheidung auch gelegentlich ins Schlingern geraten. Dann torkeln wir zwischen illusorischen Allmachtsphantasien und unrealistischen Ohnmachtgefühlen auf dem Boden der Wirklichkeit. Der Rausch des Machbaren hinterlässt bei uns einen schmerzhaften Kater des Versäumens, des Versagens und der verpassten Möglichkeiten. Denn wenn unsere ganze Zukunft ausschließlich in unserer eigenen Hand liegt, dann sind wir auch in Hinsicht auf unsere verfehlte Gegenwart, die wir als unerlöste Vergangenheit weitertragen, gänzlich auf uns allein gestellt.

Als mittelbare Folge dieses ambivalenten Aufbruchs und dieser zwiespältigen Befrei-

ung ergibt sich nun - viertens - eine allgemeine gesellschaftliche und wirtschaftliche **Krisenstimmung**, die längst hineingeht in unsere Gemeinden und Kirchen. Die Euphorie des Aufbruchs - ob des Erwachens der vermeintlich autonomen Vernunft, ob der Wiederentdeckung der Gefühle oder der Verlockung des Machbaren - diese Euphorie ist längst umgeschlagen in eine Krise - nicht nur des Gottesglaubens und der sozialen Einbindung, sondern zudem und vor allem auch eine Krise des gesunden Selbstvertrauens. Das sich selbst überschätzende und sich selbst überfordernde Ich, die Gott vergessende Welt und das Nebeneinander von tausend Wahrheitsansprüchen geben uns keine befriedigenden und weiterführenden Antworten für die grundlegenden Herausforderungen der Gegenwart. Wir sind in der Tat in einer Krise! Und so sehr uns, von außen betrachtet, immer wieder vorgehalten werden kann, dass es uns besser geht, als wir es in unserer Krisenstimmung wahrnehmen, so sehr gilt es auch einzugestehen, dass ein nochmaliges Schütteln und Rütteln allein nicht genügen wird, um eine Wende einzuleiten.

„Herausforderungen für Verkündiger und Seelsorger heute“ gibt es also wahrlich genug. Freilich ist dieses „Heute“, von dem wir so erschreckt und betroffen reden, in Wahrheit gar nicht so einmalig, wie es uns in unserer Geschichtsvergessenheit erscheint. Die Krise, in der wir stehen, ist in jedem Fall so alt wie die Bewegung, die wir heute feiern - hundert Jahre also. Genau genommen ist sie sogar noch viel älter, sie ist so alt wie die Kirche Jesu Christi überhaupt. Viel-

leicht müssen wir einräumen, dass es Jahrzehnte und Jahrhunderte in unserer Kultur gab, in der wir die Bedingungen der jungen Kirche vergessen konnten, weil es uns durch gesellschaftliche Anerkennung und Bestätigung relativ bequem gemacht wurde. Als ich in Meßstetten auf der Schwäbischen Alb mein Vikariat absolvierte - in einer Albgemeinde also, in der die Kirche noch etwas galt -, da musste ich beim Klingeln an irgendeiner Haustür nur sagen: „Ich bin der neue Vikar und möchte mich Ihnen vorstellen“, und schon öffneten sich alle Türen und ich wurde lächelnd willkommen heißen. So sahen allerdings auch nicht die Arbeits- und Lebensbedingungen zur Zeit der Urgemeinde aus. Dass wir in der Kirche von der Gesellschaft nach unserer Meinung und Überzeugung gefragt und um unseren eigenen Beitrag gebeten wurden, das entsprach nicht der Erfahrung der Urgemeinde. Das war ein Privileg der Zwischenzeit. Gewiss, wir leben gesellschaftlich und kirchlich mit unseren Gemeinden und Gemeinschaften in einer Umbruchsituation, die ihresgleichen sucht. Aber es handelt sich um ein „Heute“ und um eine „Krise“, die so alt und immer wieder aktuell sind wie die christliche Kirche selbst. Und deshalb möchte ich jetzt nicht etwa nur die Aufzählung unserer Schwierigkeiten fortsetzen und eine Fülle sonstiger Verlegenheiten beklagen, sondern dazu einladen, mit mir zurückzugehen zu einer ganz alten „Herausforderung“ aus neutestamentlicher Zeit, die uns dennoch und gerade im Heute treffen kann. Ich könnte es Ihnen und mir nun einfach machen und an die Leidensnachfolge des

Evangeliums nach Markus erinnern. Und jeder Eingeweihte würde sich sogleich erinnern, wie nachdrücklich der Ernst der Nachfolge angesichts der drohenden Verfolgung damals eingeschärft wurde: „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach ... (Mk 8,34). Wir könnten uns auch vergegenwärtigen, wie Paulus im 1. Korintherbrief gerade gegenüber den Schwärmern das „Wort vom Kreuz“ als das für alle menschliche Weisheit törichte und anstößige Wort hochgehalten hat (1 Kor 1,18 - 2,16). Ich möchte aber ein Beispiel wählen, das uns vielleicht zunächst überraschen mag, nämlich das Johannesevangelium. Nun scheint ja schon die Helligkeit und Feierlichkeit dieses Festes die Wahl eines solchen von der Herrlichkeit bestimmten Evangeliums zu rechtfertigen. Aber bietet nicht gerade die Botschaft des Johannes-evangeliums eine Perspektive, die wir in unserer heutigen Situation und Krisenstimmung nur widerwillig nachvollziehen und akzeptieren können? „Ihr werdet den Himmel offen sehen!“ (Joh 1,51) „Ich bin gekommen, dass sie Leben im Überfluss haben“ (Joh 10,10). „Euer Herz soll sich freuen und eure Freude soll niemand von euch nehmen“ (Joh 16,22). Das erinnert uns doch mehr an die Gruppierungen unter uns, um deren Wirklichkeitsbezug und Realitätssinn wir uns eher Sorgen machen. Kann denn eine solche Euphorie und ein derartiges Überspringen von Wirklichkeit konstruktiv helfen? Handelt es sich hier nicht um eine kompensatorische und umwertende Flucht in die Begeisterung, die wir bei manchen

Jugendkreisen und enthusiastischen Gottesdienstformen eher mit Skepsis und banger Erwartung beobachten?

Dem Johannesevangelium ist im Laufe der Auslegungsgeschichte viel Unrecht widerfahren, indem es zu einlinig und vordergründig gelesen wurde. Fragen wir bei genauer Lektüre - und dazu genügt bereits die alte Lutherbibel bis hin zu ihren letzten Revisionen - welche Gemeinde, welche Situation und welches Heute hinter diesem Evangelium stehen, dann sind wir verblüfft. Die Wirklichkeit im ersten Jahrhundert war die Wirklichkeit des Abgelehntwerdens, der grundlegenden Irritation und der Ermüdung. Es war die Krise des Versagens, der Vergänglichkeit und des Verlustes einer ehemals begeisterten Gemeinschaft.

Wir feiern heute das hundertjährige Bestehen Ihrer Gemeinschaft. Und Sie lassen sich sicherlich von mir nicht irritieren, wenn ich behaupte, dass Sie in Wahrheit Ihr zweitausendjähriges Bestehen feiern. Denn der Gedanke dieser Dienstgemeinschaft findet sich schon in der johanneischen Gemeinde und gründet in der Erinnerung an die Verkündigung Jesu, die ganz speziell im Johannesevangelium überliefert ist. Deren Jubiläum - wie immer man es in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts genau datieren will - war eher ein trauriges. Es liefen mehr und mehr Frauen und Männer aus der Gemeinschaft fort. Die Mitgliederzahlen wurden weniger und weniger. Die Euphorie der früheren Christusliebe und des hohen Christusbekenntnisses - „Jesus ist **der** Sohn Gottes, **das** Wort, **die** Wahrheit, **das** Leben“ - hatte sie längst verlassen. Eingeholt hatten

sie vielmehr die so genannten „Herausforderungen“ - der Evangelist Johannes würde es weniger beschönigend und abmildernd ausdrücken: „Angst“, „Bedrängnis“ und „Trübsal“ (Joh 16,33) sowie „Weinen“, „Wehklagen“ und „Trauern“ (Joh 16,20). „In der Welt habt ihr Angst!“, dies war nicht etwa eine Drohung des scheidenden Christus, sondern die zutreffende Beschreibung der frühkirchlichen Wirklichkeit. „Ihr werdet weinen und heulen, aber die Welt wird sich freuen; ihr werdet traurig sein ...“ (Joh 16,20). „Von da an wandten sich viele seiner Jünger ab und gingen hinfert nicht mehr mit ihm. Da fragte Jesus die Zwölf: Wollt ihr etwa auch weggehen?“ (Joh 6,66). Die johanneische Gemeinde litt an ihrer Wirklichkeit. Sie litt daran, dass die Strukturen auseinander brachen, die Mitglieder davolliefen und kaum noch jemand für das hohe Christusbekenntnis und die in Liebe gelebte verbindliche Gemeinschaft zu begeistern war. Freilich, es war wohl noch nicht die Krise des Überdrusses und der Satttheit, die manche bei uns im Westen neuzeitlich bestimmt. Es war aber eine umfassende Krise des Verlustes, des Versagens und der Vergänglichkeit; denn sie wurden zunehmend um ihres Glaubens willen benachteiligt und durch öffentliche Instanzen verfolgt. Die für uns interessante und inspirierende Frage soll nun sein, wie der Evangelist des ersten Jahrhunderts auf die Herausforderungen der kirchlichen Krise seiner Zeit antwortet. Nun, er antwortet in einer überraschenden Weise! Gewiss, er war ein guter Seelsorger und voller Empathie. Er übergang die Wirklichkeitserfahrung nicht. Er stellte

die Krise als solche nicht in Frage. Verlust, Versagen und Vergänglichkeit wurden benannt und ernst genommen. Er konnte mit den Traurigen traurig sein und mit den Weinenden weinen. Aber er beließ es nicht bei der vorfindlichen Wirklichkeit und er begnügte sich nicht mit der vorhandenen Krise seiner Gemeinde. Und hier ist der Punkt, an dem wir uns fragen müssen, ob all das Jammern und Klagen, das uns immer wieder bestimmt - ob wir selbst dazu beitragen oder es nur schweigend ertragen -, ob dieses andauernde Lamentieren nicht von einem grundsätzlichen Missverständnis der Reichgotteserfahrung in dieser Welt und der Reichgottesarbeit der Gegenwart bestimmt ist. Schon die frühen Christen irritierte, dass ihre Wirklichkeitserfahrung nicht ihrem Glauben entsprach. Was unsere „Enttäuschung“ heute ausmacht, ist in der Tat die naive Vorstellung, dass das Wort Gottes uns eine heile Welt und eine unangefochtene Wirklichkeitserfahrung innerhalb dieser Geschichte, im Hier und Jetzt unseres Alltags versprochen hätte. Die Erfahrung von Verachtung, Erfolglosigkeit, Anfechtung und Zweifel, das Erleiden der Minderheitensituation und des scheinbaren Rückschritts und Verlustes - dies alles sind nicht erst die überraschenden Phänomene der Neuzeit, sondern sie entsprechen bereits der Erfahrung der ersten Christen und der oft so verklärten Wirklichkeit der sogenannten „Urgemeinde“. Unser Lamento über die Wirklichkeit ist in der Tat ein Indiz dafür, dass wir das Evangelium der frühen Gemeinden nicht mehr mit all seinen Facetten als bestimmend erleben!

Was macht nun der Evangelist? Er führt seine Gemeinde heraus aus der Enge eigener Erfahrung und aus der Angst der Beziehungslosigkeit, und er begleitet sie auf dem Weg aus ihrer Vergangenheits- und Zukunftsvergessenheit heraus. In einer faszinierenden Weise spricht der Evangelist ganz neu und ganz umfassend und gewinnend von „Gott“. Wir machten uns bereits bewusst, dass wir mit dem Hinweis auf Gott in unserer neuzeitlichen Kultur und im Unterschied zu früheren Zeiten an keinen religiösen Konsens mehr anknüpfen können. Der Evangelist Johannes war nicht darauf angewiesen, ein traditionelles und allgemeingültiges Verständnis von „Gott“ voraussetzen zu können. Er buchstabiert sein Gottesverständnis überraschend neu und überwältigend anschaulich. Er verkündet den in Jesus Christus Mensch gewordenen Gott unübertrefflich als „das Leben“ und „die Liebe“; er entfaltet das in ihm gewonnene Heil anschaulich als durststillendes Wasser und als hungerstillendes Brot des Lebens. Wir können bei Menschen, die der christlichen Tradition noch fern stehen, auch heute immer wieder die unerwartete Erfahrung machen, dass das Johannesevangelium in seiner tiefgründigen und geheimnisvollen Darstellung ganz unmittelbar und existentiell anspricht. Wo wir um vordergründige Erklärungen ringen und Menschen mühsam wieder zu „religiösem Denken“ hinführen wollen, da spricht das faszinierend geheimnisvolle Evangelium von der unmittelbaren Begegnung des Geschöpfes mit seinem Schöpfer und des Lebenshungrigen mit seinem Leben. So, wie Jesus mit

dieser samaritanischen Frau in Johannes 4 am Brunnen spricht - nicht dogmatisch, aber dogmatisch hoch reflektiert, nicht über Religiöses, aber religiös hoch brisant -, so wird angemessen und unmittelbar von Leben und Erfüllung gesprochen. Hier werden Menschen in ihrer Verzweiflung abgeholt und in ihrer Sehnsucht ernst genommen; und all die Bilder von Hunger und Durst, von Sehnsucht nach Licht in der Finsternis, nach Freude in der Not und Geborgenheit und Führung in der Gefahr rühren noch heute ganz unmittelbar an. Aber was bezweckt der Evangelist mit all dem? Er bleibt bei aller verständigen Begleitung nicht bei den Problemen stehen, sondern er transzendiert die Wirklichkeit der Bedrängnis und Trauer, und er macht die verstellte Gegenwart transparent für die Zukunft. Er bricht die Wirklichkeitserfahrung auf - durch das ihm anvertraute Wort. Mehr noch als durch sein eigenes Handeln - denn: Wie sollte er durch sein Tun die Welt und die Geschichte selbst erlösen? - weist der Evangelist mit seinem Zeugnis auf eine **Realität** jenseits der Wirklichkeit hin.

Eigentlich können wir dies für das ganze Neue Testament festhalten: Das Geheimnis des Glaubens besteht darin, dass jemand - angesichts der Wirklichkeit und in Anbetracht aller widersprechenden Erfahrungen - zugleich inmitten der Wolken „den Himmel offen sieht“ und die Realität Gottes - d.h. des Lebens und der Liebe - fest im Blick hat. Der Glaube hat das Wort der Zusage und des Zuspruchs vor Augen, selbst wenn er den Alltag als solchen nicht anders als andere erfährt. Dabei geht es nicht etwa um

eine grundsätzliche Abwertung der Erfahrungs- und Erlebensdimension des Glaubens, sondern vielmehr um die Frage der Gewichtung und Priorität. Der Glaube macht Erfahrungen, aber er gründet nicht auf Erfahrungen. Der Glaube bezieht auch die äußere Wahrnehmung mit ein, aber er basiert nicht auf seinen Wahrnehmungen. Der Glaube will gelebt werden, aber er lebt nicht vom Erleben - er hat nicht, was er sieht, im Blick, sondern das, was er nicht sieht. Wie leicht verkürzen wir - wie die johanneische Gemeinde - die Glaubensrealität naiv auf das, was wir unmittelbar und vordergründig als wahr und wirklich erfahren und begreifen. Im Gegensatz dazu hält der biblische Glaube an der Gewissheit fest, dass es eine Realität gegen allen Augenschein gibt und eine Wahrnehmung des Lebens inmitten aller Angst und Trauer. Der „offene Himmel“, den die Jünger angesichts der Gegenwart Jesu sehen sollen (Joh 1,51), wird durch das Evangelium mitten in der Welterfahrung erschlossen: „... dann wird mich die Welt nicht mehr sehen. Ihr aber sollt mich sehen; denn ich lebe, und ihr sollt auch leben“ (Joh 14,19). „... ihr habt nun Traurigkeit; aber ich will euch wiedersehen, und euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen“ (Joh 16,22).

Für die ersten Christen bestand die Wirklichkeitserfahrung weitgehend aus Schwierigkeiten, die sich nicht nur trotz, sondern gerade wegen ihres Glaubens ergaben. Für sie war die Wirklichkeit mit aller Ausgrenzungs- und Verfolgungserfahrung alles andere als bestätigend und hoffnungsvoll. Un-

weigerlich werden wir an die dramatische Begegnung des Auferstandenen mit seinem Jünger Thomas erinnert, der nicht glauben und bekennen wollte, bevor er ihn nicht gesehen und mit seinen Händen berührt hatte. „Weil du mich gesehen hast, Thomas, so glaubst du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!“ (Joh 20,29). Diese Seligpreisung öffnet den Horizont für alle, die nicht wie die ersten Jünger - als erste Zeugen und Überlieferer des Evangeliums - am Auferstehungstag und kurz danach noch unmittelbar sehen und begreifen durften. Der offene Himmel hat sich für den Blick des Glaubens erschlossen, für das Begreifen und Festhalten dessen, was man nicht anfassen kann. Schon für die neutestamentlichen Gemeinden war es wie für uns heute vor allem der Zuspruch des Evangeliums und das menschlich vermittelte Zeugnis der Zuwendung und Gegenwart Gottes, die das Unsichtbare sehen ließen und das Unglaubliche glauben. Weil niemand Gott je gesehen hat, liegt alles daran, das Zeugnis von seiner Gegenwart im Sohn und von der offensichtlichen Herrlichkeit seiner Realität im Blick zu behalten und einander vor Augen zu stellen (Joh 1,14.18).

Es geht beim Glauben allerdings nicht nur um das Aufbrechen von Wirklichkeit in Hinsicht auf diese Realität Gottes, die uns immer umgreift und mehr für uns bereithält, als unsere Erfahrung und Erkenntnis ahnen lassen. Es geht gerade im Johannesevangelium immer zugleich um eine Überwindung der Ich-Verlorenheit und eine Heilung der Lähmung, Blindheit und Todverfallenheit des von Gott und seinem Wort isolierten

Menschen. Denn das von Gott und seiner Gemeinschaft getrennte Individuum bedarf für ein neues Leben des Eingreifens Gottes so grundlegend und unbedingt wie das Geschöpf der Schöpfung (Joh 1,1ff), wie ein Kind der Zeugung (Joh 1,12f; 3,1ff) und wie ein Verstorbener der Auferstehung (Joh 5,24; 11,1-45). Die Wirklichkeit, die in diesem Evangelium transzendiert und überwunden wird, ist zugleich die Wirklichkeit des „in sich selbst verkrümmten Menschen“, des in sich selbst verliebten und - wo nicht verliebt - des sich selbst hassenden „Individualisten“. Der vermeintlich Unabhängige erweist sich in seiner Trennung von Gott - d.h. vom Leben und der Liebe - als frei und isoliert. Dabei geht es gerade im Johannesevangelium bei der Beschreibung der „Sünde“ nicht um die Betonung moralischer Verfehlungen oder um Schuldvorwürfe und Ausgrenzungen des Sünders, sondern um den Erweis des grundsätzlichen Angewiesenseins des Geschöpfes auf seinen Schöpfer und des Liebesbedürftigen auf den einen, der selbst die Liebe ist. Das Problem des Menschen ist nicht primär, dass er böse ist und die moralischen Vorgaben verfehlt, sondern dass er von Gott getrennt lebt und ihn nicht erkennt. Letzteres ist die „Krankheit zum Tode“, Ersteres nur ein Symptom dieser Krankheit. In keinem anderen Evangelium begegnet Jesus den ihm anvertrauten Menschen in einer solch liebevollen Zärtlichkeit und mit einer solch unbedingten Zuwendung. Und in der Tat wird die Bedeutung des Kreuzes Jesu nirgends so nachdrücklich auf den Aspekt der Hingabe aus Liebe konzentriert: „Denn also

hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben“ (Joh 3,16). - „Niemand hat größere Liebe als die, dass er sein Leben lässt für seine Freunde“ (Joh 15,13). - „... und wie er die Seinen geliebt hatte, die in der Welt waren, so liebte er sie bis ans Ende“ (Joh 13,1). Im Rahmen dieser in Leben und Sterben Jesu offensichtlichen Beziehung Gottes zur Welt wird die Wirklichkeit der „individualistischen“ Isolation von der Liebe überwunden; und in Folge dieser in Auferstehung und Erscheinung Christi offenbaren Realität Gottes wird die Trennung vom Leben aufgehoben.

Wie anders sähe es bei uns aus, wenn wir auch zwischenmenschlich die Realität der Beziehung und der persönlichen Zuwendung einer Wirklichkeitserfahrung des Alleinseins und der Einsamkeit entgegenzusetzen wüssten. Wie neu und verändernd wäre unser Wort in Verkündigung und Seelsorge, wenn auch wir nicht nur Worte oder Zeit, sondern uns selbst mitteilen würden und so in unserer Gemeinschaft etwas von der Selbstmitteilung Gottes in Christus widerspiegeln könnten. Denn die Liebe ist eine Realität, die sich im Ausleben verwirklicht, und Angst und Trauer werden durch Offenheit, Anteilnahme und Hingabe überwunden. **Worte können Wirklichkeit nur aufsprengen, wenn es Worte der Selbstmitteilung sind.** Solche gelebten Worte der Selbstmitteilung gelten geradezu als Erkennungsmerkmal der neuen Zugehörigkeit zu dem, der in seiner vorbehaltlosen Zuwendung als „Gottes Wort“ in Person bekannt

wird (Joh 1,1ff.14). Spricht doch der scheidende Christus - ausgerechnet im Anschluss an den in seiner Demut provozierenden Liebesdienst der Fußwaschung - zu seinen Jüngern: „Ein neues Gebot gebe ich euch, dass ihr euch untereinander liebt, wie ich euch geliebt habe, damit auch ihr einander lieb habt. Daran wird jedermann erkennen, dass ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe untereinander habt“ (Joh 13,34f).

Wenn wir uns gegenseitig als Gemeinschaft dienen und wenn wir als Dienende miteinander Gemeinschaft haben, können wir auf geheimnisvolle Weise plötzlich aus der Not heraus den Himmel offen sehen und Gottes Selbstmitteilung inmitten einer sprachlosen Welt vernehmen.

Und dann der **dritte** Aspekt, der uns im Johannesevangelium - nach der Entfaltung des Glaubens und der Liebe - überraschen mag. Wir sprachen bereits von unserem neuzeitlichen Problem der Depression in Kirche und Gesellschaft und von der gegenwärtigen Erschrockenheit und Mutlosigkeit im Hinblick auf die Zukunft. In einer seltsamen Spannung zu unseren äußeren Umständen und zur Verwunderung außenstehender Beobachter sind wir ängstlich und misstrauisch, wo es unseren unerschrockenen Einsatz brauchte, und wehleidig und verunsichert, wo unsere hoffnungsvolle Entschlossenheit und unsere zuversichtliche Begleitung gefragt wären. Wir pflegen unseren Missmut und unsere Untergangsstimmung und kommen nur ins Schwärmen, wenn wir über die alten Zeiten reden, in denen alles besser gewesen sein soll. Im Scheitern an der Gegenwart und in der Ver-

weigerung zukünftiger Herausforderungen fliehen wir gerne in die Vergangenheit und erklären die bestehenden Verhältnisse für „aussichtslos“ und „ganz schlimm“. Nicht selten wird ausgerechnet diese Abwehrreaktion aus Überforderung und Lebensangst als spezifisch christlich und besonders fromm missverstanden; als würde man den wahrhaft Gerechten an seiner Klage über die Ungerechtigkeit erkennen und den vertrauensvoll auf Gott Hoffenden an seinen apokalyptischen Ängsten vor der Welt.

So könnten wir zweifellos auch dieses Jubiläum in wehmütiger Erinnerung an die besseren Anfangszeiten und in traurigen Rückblicken auf die Freude und Erfüllung vergangener Erfahrungen gestalten. Der Evangelist tut dies gerade nicht. Er führt seine Gemeinde nicht einfach in die Vergangenheit um ihrer selbst willen zurück und geht den Erinnerungen nicht um der alten Zeiten willen nach. Denn das „Heute“, die Hoffnung und die Zuversicht lassen sich nicht konservieren, sondern immer nur im Hier und Jetzt lebendig leben. Ein konserviertes „Heute“ ist immer schon ein „Gestern“ und eine nur zurückgewandte Zuversicht ist selbst schon eine Form von Angst. So ist ein lebendiges und hoffnungsvolles „Heute“ jeweils immer nur „heute“ zu leben und die zuversichtliche Gegenwart lebt von der heutigen Perspektive der Zukunft - inspiriert von dem „Morgen“, zu dem es unterwegs ist.

Wie verfährt also dementsprechend der Evangelist? Er geht mit seiner gegenwärtig verängstigten und verzagten Gemeinde wohl in die Vergangenheit zurück - zurück

zu den Erscheinungen des Auferstandenen und zum Kreuzestod Christi, zurück zum Abschied Jesu von den Seinen, zurück zu seinem Wirken und Verkündigen in der Welt.

Aber er erinnert an die Tradition nicht um der Tradition willen und gedenkt der Vergangenheit nicht um der Vergangenheit willen; sondern er stellt die Tradition hinsichtlich ihrer momentan noch uneingelösten Perspektive vor Augen, und er vergegenwärtigt die Vergangenheit im Hinblick auf ihre auch für die Gegenwart noch offene Zukunft!

Diese Alternative ist uns auch aus persönlichen Lebenskrisen durchaus vertraut. Wir können in einer erschütternden Krise uns einfach nur in die Vergangenheit flüchten und uns an dem verkrampft festklammern, was wir doch nicht halten und bewahren können. Und manche verharren an den Gräbern ihrer Verluste über viele Jahre und finden keinen Neuanfang. Wir können freilich in der Krise auch zurückgehen, um uns neu zu orientieren, und uns auf die Vergangenheit um ihrer Zukunftsperspektive willen besinnen und so einen neuen Anfang wagen. Gleich einem Wanderer im Moor, der plötzlich wahrnimmt, dass er einsinkt, springen wir zu dem Punkt unseres Weges zurück, an dem wir noch festen Boden unter den Füßen hatten, um uns von dort aus neu zu orientieren. Denn in einer solchen gefährdeten Situation wäre das unbedachte und ziellose Weiterlaufen gerade kein wirklicher Fortschritt, während die Rückbesinnung von der sicheren Grundlage aus sich gerade als zielführend und aussichtsvoll erweist. So lohnt es sich - gerade um der Zukunft willen - der früheren Perspektive zu gedenken,

und es kann durchaus fortschrittlich und zielführend sein, wenn wir uns um der Zukunft willen zunächst unserer Vergangenheit erinnern. Denn das, was unsere Kindheit und die Zeit des Aufbruchs und der Vorbereitung glücklich machte, war weniger die damalige Erfüllung, sondern mehr die Hoffnung auf das Kommende und die Erwartung des Zukünftigen. Das Entscheidende lag ja noch vor uns und das Eigentliche wartete in der Zukunft auf uns. Das Schönste an der Vergangenheit war ihre Zukunft, und das Glücklichste am „Gestern“ war die ungebrochene Zuversicht und die Hoffnung auf das erfüllende „Morgen“.

Ganz eindrücklich und empathisch beschreibt der Evangelist bei seiner Rückbesinnung auf die Anfänge vor Kreuz und Auferstehung nun nicht einfach nur die Seligkeit der ersten Jünger und die Herrlichkeit der ersten Stunde. Vielmehr konzentriert er sich wie kein anderer auf die frühen Anfechtungen und Krisen. Er schildert die Irritation und den Abfall vieler Sympathisanten (Joh 6), die schwere Krankheit und den Verlust eines geliebten Menschen wie Lazarus (Joh 11) und in aller Breite die Situation des Abschieds Jesu von den Jüngern (Joh 13-20). Damit vergegenwärtigt er seiner Gemeinde anschaulich die analoge Situation ihrer Angst und Bedrängnis angesichts ihrer ungewiss erscheinenden Zukunft. Denn wer kann sich dem Eindruck der Traurigkeit und Sorge entziehen, die der erlittene Verlust und die schmerzhaft Trennung für die ersten Zeuginnen und Zeugen bedeutet haben müssen? Ist es nicht oft gerade die Situation eines drohenden Verlustes und die

Erfahrung der Krise, die uns bewusst machen, was für uns wesentlich ist und sich für unser Leben als wichtig erweist? Gerade in der Verlustsituation verdichtet sich die Notwendigkeit einer neuen Orientierung, und in der Krise liegt die Chance des neuen Aufbruchs. Um der Zukunft willen also erinnert der Evangelist an diese ehemalige Ausweglosigkeit und um der Wiedergewinnung des Lebens willen erinnert er an die Erfahrung der Verzweigung.

Der trauernden Marta verheißt Jesus, dass ihr Bruder auferstehen werde (Joh 11,23) und den verstörten Jüngern stellt Jesus in Aussicht, dass sie ihn wiedersehen werden und er sie nicht als Waisen auf der Welt allein zurück lassen werde (Joh 14,18-28). Ist dies nicht nur das oft beklagte Vertrösten auf ein Jenseits, und handelt es sich hier nicht nur um Illusionen ohne jeden Wirklichkeitsgehalt im Hier und Jetzt? So scheint es Marta in der Tat missverstanden zu haben, als sie in ihrer Antwort nur vom „jüngsten Tag“ zu reden weiß. Und ebenso scheinen die Jünger Jesu Verheißung der vollkommenen Freude und seines Wiedersehens mit ihnen missdeutet zu haben, als sie über die Bedeutung der Zeitspanne bis zum Wiedersehen - „über ein Kleines“, „nach einer kleinen Zeit“ - rätselten (Joh 16,16-24). Aber der Evangelist schärft seiner verzagten Gemeinde mit seiner Erinnerung an die damals verheißene Zukunft ein: Als Christus gestern von „morgen“ sprach, meinte er heute und nicht übermorgen. „Gestern“ war die Zeit der Verheißung; „morgen“ ist die Zeit, auf die wir hoffen; und „heute“ ist der Tag, für den uns Hoffnung und Verheißung gegeben worden sind.

Eine Hoffnung, die unsere erfahrbare Gegenwart nicht tief greifend verändert, ist noch nicht wirklich aus der Zukunft bei uns angekommen. Denn da, wo Hoffnung einkehrt, verwandelt sie unwillkürlich und wirksam die Gegenwart. Im Gegensatz zu manchem Vorurteil macht eine echte und lebendige Hoffnung weder diesseitsflüchtig noch todessüchtig, sondern lebensüchtig. Die Realität der Auferstehung sollen die Geschwister des Verstorbenen - und mit ihnen die johanneische Gemeinde wie auch wir heute - inmitten der gegenwärtigen Wirklichkeit des Verlustes und der Trauer erfahren; denn Jesus antwortet der sich selbst auf das Jenseits vertröstenden Marta: „**Ich bin** - bereits gegenwärtig und in Person - die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird leben, selbst wenn er stirbt ...“ (Joh 11,25). Und das „Kleine“, das die Jünger in ihrer Traurigkeit und Angst noch von dem Wiedersehen Christi trennt, besteht nicht in den langen Jahren des Wartens und des Zweifels der Gemeinde, sondern im Augenblick bis zur Wahrnehmung des Auferstandenen und bis zur Erkenntnis der Realität des Kommenden mitten in der Wirklichkeit der Welt. Dürfen doch Maria von Magdala und die Jünger schon am Ostersonntag überwältigt erkennen, dass sie sich fälschlich auf eine lange Zeit der Trauer und des Verlustes von heilvoller Gegenwart eingestellt hatten und dass die Realität der Auferstehung und des Lebens die Wirklichkeit ihrer Angst und Sorge bereits heute überwindet - letztlich bereits in seinem Kreuz und in seiner Auferstehung überwunden hat. Christus bereitet seine Ge-

meinde nicht nur einfühlsam auf ihre kritische Wirklichkeitserfahrung vor - „in der Welt habt ihr Angst“, sondern er bettet diese Anfechtungserfahrung in den Zusage seines versöhnenden Friedens und den Trost seiner realen Überwindung ein und überführt sie so in die Gewissheit: „Das habe ich mit euch geredet, **damit ihr in mir Frieden habt. In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden**“ (Joh 16,33).

Besteht nicht darin die wahre „Herausforderung“ für uns als Verkündigerinnen und Verkündiger, als Seelsorgerinnen und Seelsorger „heute“, wie einst Johannes die Wirklichkeit dieser Welt und unserer Gemeinden ernst und wahr zu nehmen und zugleich und vor allem Menschen in ihrer Angst und Verzagtetheit an die verheißene Zukunft zu erinnern, die mit dem Kreuz und der Auferstehung Christi bereits angebrochen und gegenwärtig ist? Während wir dazu neigen, dem zunehmenden Individualismus, dem sich breit machenden Pluralismus und der fortschreitenden Säkularisierung mit der **Reduktion** unserer theologischen Bekenntnisse und mit dem **Verzicht** auf eine christozentrische Verkündigung zu entsprechen, vertreten die neutestamentlichen Zeugen die entgegengesetzte Überzeugung: Je tiefer die Not ist, desto „höher“ muss die Christologie sein, und je verzweifelter sich die Gegenwart darstellt, desto hoffnungsvoller und zuversichtlicher muss der Vergangenheit um ihrer noch offenen Zukunft willen gedacht werden. Denn Glaube und Vertrauen zeigen ihre Größe nicht in der Reduktion der Realität auf die erfahrene Wirklich-

keit, sondern gerade in der Fähigkeit, die gewisse Realität wider den äußeren Augenschein im Blick zu behalten. Und die Hoffnung kann weder zum Notwendigen **motivieren** noch auch die Schwierigkeiten **relativieren**, wenn sie sich auf das beschränkt, was sie zufällig gerade fühlt oder schon erfüllt sieht.

Zu „Herausforderungen“ im positiven Sinne werden all unsere Probleme und Aufgaben erst dann, wenn es ein **Jenseits** der Herausforderungen für uns gibt und sich eine Perspektive aus der Aussichtslosigkeit für uns eröffnet. Das Heute des Hoffens ist ein nach vorne offenes Heute und das Hier und Jetzt der Hoffnung eine nach oben geöffnete Gegenwart. Und dies alles können wir ausgerechnet dadurch erkennen, dass wir uns an die vergangene Verheißung und die bereits gegenwärtige Zukunft erinnern lassen: **„Ihr werdet den Himmel offen sehen ...“ - Ich will euch wiedersehen; dann wird sich euer Herz freuen ...“ - „Ihr aber werdet mich sehen, denn ich lebe und ihr werdet auch leben“ - „Und das Wort wurde Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit!“**



Prof. Dr. Hans-Joachim Eckstein

ist Ordinarius für Neues Testament an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen. – www.uni-tuebingen.de/ev-theologie/eckstein

Vertiefende Gedanken zum Vortrag finden sich in seinen Veröffentlichungen: „Du hast mir den Himmel geöffnet. Perspektiven der Hoffnung“ (meditativ, allgemeinverständlich); „Zur Wiederentdeckung der Hoffnung. Grundlagen des Glaubens“ (Sachbuch, allgemeinverständlich); „Der aus Glauben Gerechte wird leben. Beiträge zur Theologie des Neuen Testaments“ (speziell S. 3ff; 36ff; 187ff, fachwissenschaftlich).

Persönlichkeit als Herausforderung

Heinrich Kaufmann

Liebe Brüder und Schwestern!

Mich störte es schon immer, wenn meine Frau unterwegs wildfremde Leute ansprach. Ich will meine Ruhe haben.

Andere finden es unmöglich, wenn sie nach dem Gottesdienst ihr Buch ins Regal am Ausgang stellen und Herr X immer hinterher geht und es noch exakt ausrichtet. Es wirkt auf sie wie eine versteckte Kritik.

Da gibt es Gemeindeglieder, die könnten jedes Jahr eine Vortragswoche über Endzeitfragen haben. So und noch ganz anders ge-

staltet sich das **Spannungsfeld**, das durch die unterschiedlichen Persönlichkeiten vorgegeben ist.

Persönlichkeiten, das sind nicht nur einige wenige, die Herausragendes geleistet haben oder leisten, wir alle, jeder von uns ist Persönlichkeit. Jeder von uns verkörpert Licht und Schattenseiten, die mit seinem Charakter zu tun haben, Wesensmerkmale, die in seiner Persönlichkeit begründet sind.

Und wer hätte sich nicht schon an der einen oder anderen Variante zu seinem Charakter gerieben oder gar gestoßen. Das beginnt schon in der Kinderstube, findet seine Fortsetzung beim Partner, mit dem er liiert ist und hat sein Bewährungsfeld in der Gemeinde. Die Vielfalt unserer Charaktere ist Bereicherung und Last zugleich, ist Chance und Herausforderung.



Wenn die unterschiedlichen Charaktere schon in der Paarbeziehung immer häufiger zur Kapitulation führen, wie soll es denn dann in der Gemeinde gelingen, wo man noch weniger aufeinander verpflichtet ist und sich eine weit größere Vielfalt findet. Wir brauchen viel Verständnis für die Unterschiedlichkeit und hilfreiche Wege, diese zur Entfaltung des Ganzen zu nutzen, sonst führt uns die Vielfalt in die Krise und am Ende in den Zerbruch.

In der freien Enzyklopädie „Wikipedia“ werden unter dem Stichwort Persönlichkeit drei Aspekte hervorgehoben:

Der Begriff bezeichnet:

1. die Gesamtheit der persönlichen Eigenschaften eines **Menschen** die den **Charakter** eines **Individuums** ausmachen
2. einen Menschen mit einer ausgeprägten individuellen **Eigenart**, einem **bestimmten Naturell (kämpferische Persönlichkeit)**
3. jemanden, der eine hervorgehobene **Rolle** in der **Öffentlichkeit** spielt (**eine prominente Persönlichkeit**)

Im Bertelsmann Lexikon lesen wir:

„Person (lat. persona, „Maske“) der Mensch als Träger einer besonderen Eigenart u. eines spezifischen ICH-Bewusstseins; auch ICH“.

In der Bibel suchen wir das Wort „Persönlichkeit“ vergeblich.

Dennoch kommt Persönlichkeit der Sache nach vor. So hebt sich der Mensch in seiner Erschaffung geradezu als Person von der übrigen Schöpfung ab. Er hat eben nicht nur einen Instinkt, der ihn steuert. Er kann ent-

scheiden. Er hat Handlungsvielfalt, ist nicht nur festgelegt.

Das Besondere an der menschlichen Persönlichkeit ist, dass sie von Gott her auf ein DU hin angelegt ist. **Somit ist das ICH, die Persönlichkeit, zum einen Gegenstand der Schöpfung, also eine Vorgabe. Zum andern aber wächst und entwickelt sich Persönlichkeit bzw. Charakter am Du als Gegenüber.** Und hier gerade am andersartigen DU. Es sind die Unterschiede, die Bereicherung hervorbringen, nicht die Gleichheit. Der Mensch ist, im Unterschied zu aller anderen Kreatur, mit einem Willen ausgestattet. ER ist nicht auf den Instinkt festgelegt und auch nicht auf einen genetischen Code. Er hat Entscheidungsmöglichkeit und die Fähigkeit, intelligent zu reagieren. Dieser Freiheit entsprach das Gebot Gottes zum Umgang mit den Bäumen inmitten des Gartens Eden (1 Mo 2,16.17).

Der ganze Mensch und damit auch sein Charakter, ist vom Sündenfall in Mitleidenenschaft gezogen. Unser ganzes Wesen ist dem ursprünglichen Willen Gottes entfremdet. Statt in ergänzender Gemeinschaft mit ihm und miteinander zu leben, regieren Neid und Eifersucht, Streit und Hass; Mord und Totschlag; Ichhaftigkeit, Diebstahl und Ehebruch.

Unser Wesen ist nicht neutral oder gut, sondern durch die Sünde entstellt, nach Paulus zutiefst ans eigene ICH gebunden. So kam es schon bald nach dem Sündenfall zur Überheblichkeit (1 Mo 3,4.5; 1 Mo 11); Schuldverschiebung (1 Mo 3,8ff.); zum Brudermord (1 Mo 4); zur homosexuellen Verirrung (1 Mo 19) usw.

In 1. Mose 6,5.6 steht summarisch zusammengefasst: „Da aber der Herr sah, dass der Menschen Bosheit groß war auf Erden und alles Dichten und Trachten ihres Herzens nur Böse war immerdar, da reute es ihn, dass er die Menschen gemacht hatte auf Erden, und es bekümmerte ihn in seinem Herzen.“

Fazit:

Ob es uns näher liegt, vom „Ich“ des Menschen zu sprechen, oder vom „Herzen“, oder vom „Charakter“, das macht keinen wesentlichen Unterschied. Es geht dabei immer um das Wesenhafte dieses Menschen in seiner Einzigartigkeit. Dieses Wesenhafte ist nach Auskunft der Bibel kein Heiles mehr.

Der Charakter des natürlichen Menschen ist verdorben. Er bedarf der Heilung und der „Heiligung“, der Ausrichtung auf Gott.

So verwundert es nicht, dass Paulus in 2 Kor 5,15 formuliert:

„Er (Christus) ist darum für alle gestorben, damit die, so da leben, hinfort nicht sich selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist.“

Die Befreiung durch die Erlösung führt damit zuallererst weg von ICHhaftigkeit hin zum DU. Das gilt auch und ganz besonders im Blick auf unseren Charakter. Andersartigkeit ist für mich damit Entwicklungspotenzial und Ergänzungspotenzial zugleich.

Jeder von uns weiß, dass wir ganz unterschiedliche Charaktere verkörpern. Keine Wesensart ist an sich schon besser oder schlechter. Jede hat ihre Licht- und Schattenseiten.

Wir könnten uns dem Thema nun streng biblisch nähern und beschreiben, was es heißt, Christus ähnlicher zu werden. Schließlich ist Christus als der zweite Adam das Vorbild, an dem wir uns orientieren sollen. Ich möchte Sie heute aber von einer ganz anderen Seite an das Thema heranzuführen. Ich möchte Ihnen ein Modell nahebringen, das aus der psychologischen Betrachtungsweise entstanden ist. Es ist so hilfreich, weil es dazu beiträgt, Andersartigkeit zu verstehen. Es eröffnet uns den Zugang zu Menschen, mit denen wir sonst nicht so gut klar kommen. Und, es eröffnet uns den Zugang zu uns selbst und hilft so, dass geistliches Wachstum, dass Heiligung, wie wir sagen, eine bessere Grundlage hat. Dieser Zugang bewahrt uns ferner davor, vorschnell in gewohnten frommen Klischees zu denken, deren Inhalt für uns u.U. schon lange nicht mehr definiert ist.

Wir werden uns damit beschäftigen, wieso manche Menschen eher introvertiert bis verschlossen sind, wieso andere so nahebedürftig sind und einen geradezu auffressen. Wir werden sehen, was es auf sich hat mit solchen, die gegen alle Neuerungen in der Gemeinde erst einmal Sturm laufen und was die treibt, die grundsätzlich zu spät kommen und nicht selten als unberechenbar auffallen.

Ich erhoffe, wünsche und erbitte mir von Gott, dass uns dieser Zugang zum Menschen auch ein wenig hilft, mit unserem Partner besser und verstehender umgehen zu können.

Bevor ich das Thema nun systematisch entfalte, möchte ich Sie auf ein hilfreiches Ar-

beitsmittel aufmerksam machen, das Sie zu wichtigen Selbsterkenntnissen führen kann. Es geht um eine Tabelle, die zahlreiche Eigenschaften enthält, die es anzukreuzen gilt.

Sie nennt sich:

Typentendenztest

Dieser Test hat sich in 14 Jahren Beratungsarbeit bewährt. Er kann uns eine kleine Hilfe dabei sein, dem eigenen Charakter in seinen besonderen Ausprägungen auf die Spur zu kommen. Bitte beachten sie, dass ein solch knapper Fragebogen wirklich **nur** die **Tendenz** wiedergeben kann. Wer ein praktisches Ergebnis möchte, dem empfehle ich den ausführlichen Fragebogen in dem Buch von Reinhold Ruthe: „Typen und Temperamente“, Brunnen Verlag, Giessen. Im Folgenden werde ich den Begriff von der Persönlichkeit mit dem **vom Charakter austauschen**. Wenn wir vom Charakter sprechen, dann ist das weniger irreführend, da wir unter dem Begriff „Persönlichkeit“ eher Menschen assoziieren, die etwas Herausragendes geleistet haben, also eher eine elitäre Gruppe. Mir geht es aber um das Wesen jedes einzelnen Menschen. Wenn wir nun über die unterschiedlichen Charaktere nachdenken, dann bitte ich Sie, nicht so sehr an andere zu denken, sondern erst einmal **deutlich bei sich selbst zu bleiben**. Wenn es um die Herausforderungen des Charakters, der Persönlichkeit geht, sind wir selbst gefragt. Ich bin der Faktor, auf den ich am deutlichsten einwirken kann.

Mein erster Hauptpunkt:

1. Die Grundsatzüberlegung, wie denn der Charakter wird

Erst letzten Sonntag hatte ich nach dem Gottesdienst mit einem Ehepaar eine Diskussion zu diesem Thema. Das Paar war davon überzeugt, dass keiner wirklich aus seiner Haut heraus könnte. Daraus schlussfolgerte es: Die Welt, Gott sei ungerecht. Es gäbe keine wirkliche Freiheit. Wir wären nun einmal, wie wir sind.

Ich jedoch behaupte: **Der Mensch ist in seinem Charakter nicht nur festgelegt.**

Immer wieder bricht die Diskussion auf, was den Charakter des Menschen ausmache. Ist er angeboren oder anerzogen? Sind die Gene maßgebend oder die Umwelt? Eine nicht ganz einfache und doch sehr entscheidende Fragestellung. Es geht hier um Grundlegendes zum Menschenbild.

Der Mensch als Persönlichkeit ist einmal geschaffen, d.h. er hat tatsächlich bestimmte Vorgaben, die ihn in seiner Originalität, in seinen Möglichkeiten und Grenzen bestimmen. Es gibt also gewisse **genetische Vorgaben** oder sagen wir auch Festlegungen. Ob wir eher introvertiert oder extrovertiert sind, das hängt mit den Erbanlagen zusammen.

Die genetischen Vorgaben als wesentlich anzusehen, erlebt gerade wieder eine neue Blütezeit. Der möglich gewordene Einblick in den genetischen Code menschlichen Lebens ist hierfür der Anlass. So neigen immer mehr Wissenschaftler dazu, **den Menschen und seinen Charakter nur noch als Produkt seiner Erbanlagen zu verstehen.**

Dann wäre der Mensch festgelegt, nichts weiter als eine Marionette.

Das jedoch ist ein sehr deterministisches Verständnis vom Menschen und seinem Charakter. Diese Anschauung entlässt logischerweise aus der Verantwortung. Verantwortlich zu sein, ist aber das, was uns Menschen Würde gibt und uns von der übrigen Kreatur unterscheidet. Das wird im bibl. Bericht von der Erschaffung des Menschen unumstritten deutlich.

Bei Triebtätern wird, versteht man den Menschen als Produkt seines genetischen Codes, zukünftig nicht mehr der Psychologe, sondern der Humangenetiker um ein Gutachten angefragt werden.

Andere haben versucht, den **Menschen als Produkt seines Umfeldes** zu erklären. Die klassischen Vertreter hierfür finden sich im Kommunismus und Marxismus. Sie haben der Gesellschaft die alles entscheidende prägende Kraft zugeschrieben. „Ändere die Gesellschaft und du wirst den neuen Menschen erhalten,“ so deren Denksystem.

Auch hierin ist etwas Wahres zu finden. Die frühen Prägungen durch die nächsten Bezugspersonen sind nicht zu unterschätzen. Sigmund Freud war hier bahnbrechend in seinen Beobachtungen. Doch den Charakter des Menschen in seinem Gewordensein darauf zu reduzieren, ist genauso deterministisch wie die bereits dargestellte Anschauungsweise. Auch bei diesem Modell wird der Mensch aus der Eigenverantwortung entlassen. Sehr schnell werden so Eltern und Erzieher zu Sündenböcken abgestempelt.

Beide Betrachtungsweisen beinhalten etwas Wahres, lassen aber das Wesentli-

che vermissen, nämlich die **Kreativität**, die den Menschen als Persönlichkeit von der anderen Schöpfung unterscheidet. Kreativität als individuell gestalterische Kraft, kommt gerade im Blick auf das Werden des Charakters zum Tragen.

Kreativität ist doch in erster Linie die Fähigkeit, mit Vorhandenem gestaltend und entfaltend umzugehen.

Kreativität beinhaltet Freiheit und nicht Festlegung oder Ausgeliefertsein.

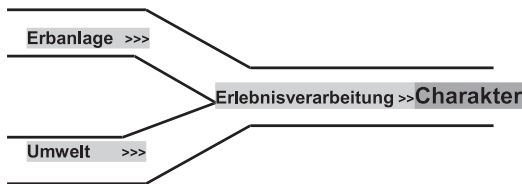
Kreativität im Sinn von „schöpferischer Kraft“ ist zudem ein ganz wesentliches **Merkmal der Ebenbildlichkeit Gottes**. Gott war vor allem bei der Schöpfung kreativ am Werk. Kreativität war und ist bei Gott und bei uns Menschen Handlungsvielfalt.

Kreativität oder wie ich sie im Blick auf den menschlichen Charakter nenne, die **Erlebnisverarbeitung**, beinhaltet Freiheit und Gestaltungsmöglichkeiten.

Das betrifft nicht nur unsrer Hände Arbeit, nicht nur die Kopf-Arbeit bei uns Predigern und Pastoren. **Kreativität besitzen wir Menschen auch im Blick auf das Werden unseres Charakters und dessen Formbarkeit, selbst beim erwachsenen Menschen.**

Der Charakter des Menschen ist sowohl gegeben (Erbanlage), als auch von außen (Umwelt) mitgeprägt, aber vor allem individuell, schöpferisch selbst gestaltet. Und genau darin besteht die Grundlage, dass wir überhaupt von der „Persönlichkeit als Herausforderung“ reden können. Keiner muss so bleiben wie er ist. Alles menschliche Leben beinhaltet auch Veränderungsmöglichkeit. Das ist Gabe und Aufgabe zugleich.

Ich will Ihnen das an einem Schaubild verdeutlichen.



Der Arzt und Psychologe Rudolph Dreikurs schreibt in seinem Buch „Grundbegriffe der Individualpsychologie“:

„Der Mensch reagiert nicht nur, sondern er nimmt Stellung. Diese Stellungnahme hängt von der Vorstellung ab, die der Mensch schon zeitig im Leben sich erworben hat. Wohl wirkt die Umwelt mitbestimmend; es ist aber nicht die wirkliche Umwelt, wie sie subjektiv erfasst wird. Entscheidend für die Entwicklung des Charakters ist nicht der direkte Einfluss der Umgebung, sondern die Stellungnahme zu dieser Umgebung. Durch Auflehnung oder Ablehnung, durch Trotz oder Hingabe, durch Anerkennung oder Abweisung bestimmter Umwelteinflüsse entwickelt jeder Mensch sein für ihn charakteristisches Verhalten, seinen Charakter.“

Der menschliche Charakter ist also nicht einfach nur, er wird. Und bei diesem „WERDEN“ gestaltet der Betreffende zunächst unbewusst, später bewusst immer auch mit. Der Charakter, die Persönlichkeit des Menschen ist weder nur durch die Erbanlage noch nur durch die Umwelt zu verstehen und zu erklären.

Die Haupttendenz der Struktur mag durch den einen oder anderen Faktor stark vorgegeben sein, der wesentlichste Faktor jedoch ist die Erlebnisverarbeitung. Sie eröffnet dem Menschen seinen Spielraum. Sie macht Veränderung möglich. Sie befreit von Festlegung. Und - sie entlässt uns nicht aus der Eigenverantwortung.

Ich selbst bin ein Zwilling und wir haben eineiige Zwillinge. Würde die These stimmen, dass die genetischen Vorgaben den Charakter ausmachen, müssten beide Kinder den gleichen Charakter haben, was nicht der Fall ist.

Da sie sich zum Verwechseln ähnlich sahen, konnten wir als Eltern auch keinen in den ersten Jahren bevorzugen. Sie wurden also wirklich gleich behandelt und wir unterlagen nicht der Gefährdung von Sympathie und Antipathie.

Wäre also die Umwelt der entscheidende Faktor für den Charakter, müssten sie auch dann den gleichen Charakter haben.

So sind sie sich zwar ähnlich, aber doch ganz verschieden.

Es ist die Erlebnisverarbeitung, die im Inneren des Menschen geschieht. Es ist seine Interpretation des Erlebten und es sind seine bewussten und unbewussten Rückschlüsse, die den jeweiligen Charakter wesentlich bedingen. Die anderen Verständnisse vom Menschen führen in eine Sackgasse der Festlegung und damit der Ausweglosigkeit.

Fazit:

Weil der Mensch also an sich arbeiten kann, wird sein Charakter auch zur Her-

ausforderung für ihn. „Ich bin halt so“, ist eine Aussage, die doch zutiefst nur Festlegung bewirkt. Mit einer solchen Aussage erniedrigt sich der Mensch auf die Stufe des instinktgesteuerten Tieres. Er reduziert sich auf das Dasein einer Marionette, an der die Umwelt oder die Genetik die Fäden zieht.

Die Herausforderung des Menschseins liegt darin, mit seiner Persönlichkeit, mit seinem Charakter verantwortlich umzugehen.

Aus christlicher Sicht beinhaltet dies im Besonderen nicht nur die Verantwortung für den anderen Menschen, sondern auch die letzte und alles entscheidende Verantwortung vor Gott zu übernehmen. So sagt der Psalmbeter ausdrücklich: Ps 51,6: „An dir allein habe ich gesündigt“. (vgl. auch Mt 25,31ff)

Wäre der Mensch ein festgelegtes Wesen, würde es auch keinen Sinn ergeben, dass die Bibel vom **alten und neuen Menschen** spricht, dass im Epheserbrief das Bild vom **Ablegen und Anziehen** gebraucht wird. Wäre der Mensch festgelegt, müsste es weder den **Dekalog** geben, noch das **Doppelgebot der Liebe**. Wäre der Mensch unwandelbar festgelegt, würde auch der **Aufruf zur Heiligung** keinen Sinn machen.

In der Bibel ist gerade dieser Aspekt der Ebenbildlichkeit Gottes allgegenwärtig vorausgesetzt.

Gott will mich in meinem ganzen Wesen ausrichten, wandeln und erneuern. Das schließt den Charakter keineswegs aus, sondern unbedingt mit ein.

- Wer den Menschen deterministisch versteht, muss noch heute in logischer Konsequenz alle Beratungsstellen schließen.

- Wer den Menschen deterministisch versteht, muss sich in seiner Seelsorge logischer Weise auf Beichte und Absolution beschränken.
- Wer den Menschen deterministisch versteht, braucht eigentlich keine ethisch herausfordernde Verkündigung.

Ich selbst bin in meinem Wesen ein wandelndes Beispiel, wie Gott aus einem ausgesprochen introvertierten Menschen einen Menschen machen kann, der sehr wohl auf andere zugehen kann.

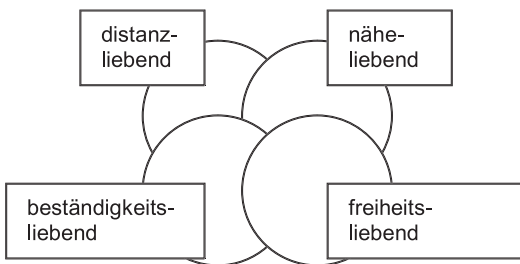
2. Die vier Grundzüge menschlichen Charakters

Eine wesentliche Herausforderung unserer Persönlichkeit, unseres Charakters besteht darin, zu erkennen, dass unsere Wirklichkeit nicht die einzige ist, die es auf Erden gibt.

Oswald Chambers sagt: „**Erhebe das, was du erlebst, nie zum Prinzip! Lass Gott mit anderen so individuell umgehen wie mit dir.**“

Ich habe für das Verständnis der Andersartigkeit, die **Sichtweise des Psychotherapeuten Fritz Riemann** sehr schätzen gelernt. Er hat vier Grundängste beobachtet, die für den jeweiligen Charakter ausschlaggebend sind und so den Menschen, wenn er diese nicht erkennt, weiter in eine bestimmte Entwicklungsrichtung manipulieren. Im Blick auf die Bezeichnung der Charaktertypen habe ich mich jedoch für solche entschieden, die nicht bereits negativ besetzt sind.

- Da ist zunächst der distanzliebende Menschentyp. Wir könnten auch sagen: der Sachtyp. Angst vor Nähe, tiefgreifender Beziehung.
- Dann ist da sein Gegensatztyp, der näheliebende Menschentyp. Wir könnten auch sagen: der Beziehungstyp. Angst vor Distanz und Beziehungsverlust.
- Den dritten Menschentypen bezeichne ich als den beständigkeitsliebenden. Wir könnten auch sagen: der Sicherungstyp. Angst vor Veränderung, dem Chaos.
- Sein Gegensatztyp ist der freiheitsliebende. Wir könnten auch sagen: der Wandlungs- oder Risikotyp. Angst vor Festlegung, vor dem Erkanntwerden.



Deutlich wird: **Es gibt keine „reinrassigen“ Charaktertypen. Jeder von uns verkörpert eine Mischform mit besonderem Schwerpunkt.** Anhand der Begrifflichkeiten sehen wir schon, wo die Vorlieben liegen. Zugleich können wir nachvollziehen, wo die Schwierigkeiten im Miteinander sind.

Geht etwa der näheliebende Mensch auf den distanzliebenden zu, geht der u.U. auf die Flucht.

Versucht der Beständigkeitsliebende seine Ordnungsliebe zum Maßstab für den Freiheitsliebenden zu erheben, lässt die Auseinandersetzung meist nicht mehr lange auf sich warten.

Anhand der folgenden Übersichtstabelle möchte ich Ihnen wesentliche Unterschiede vor Augen führen. Dies im Blick zu haben, hilft uns, mit der Vielfalt menschlicher Charaktere besser umzugehen.

Unsicherheit und Angst zeigen die Grenze des jeweiligen Lebensmutes. Unsere Unsicherheiten, unsere Ängste sind die Ratgeber unseres Verhaltens. So bin ich aus Unsicherheitsgefühlen gegenüber der Beziehungsfähigkeit meiner Frau in die berufliche Aktivität geflüchtet.

Wer Ordnung braucht, ist nicht wirklich nur zu faul zum Suchen, er wehrt damit die Angst vor dem drohenden Chaos ab.

Menschen hingegen, die sich nicht gerne festlegen, haben Angst davor, in ihrem eigentlichen Selbst erkannt zu werden.

Hinter jedem Charakter steht die Angst als Motor. Ausgeprägte Charaktereigenschaften sind der Weg, der jeweiligen Angst genüge zu leisten. Wenn ich weiß, dass extrem schwierige Charaktere wegen der dahinter stehenden Angst so sind, kann ich leichter damit umgehen.

Wachstumsmöglichkeit liegt jeweils in entgegengesetzter Richtung zum Angstimpuls.

	I Distanztyp Sachtyp Autonomietyp	II Nähetyt Beziehungstyp Abhängigkeitstyp	III Beständigkeitstyp Bewahrungstyp Beständigkeitstyp	IV Freiheitstyp Wandlungstyp Wechseltyp
Angst vor:	Nähe, Emotionalität	Trennung, Distanz, Ich-Gestaltung	Wandlung, Risiko, Chaos	Festlegung, Ich-Erkennung
Er liebt die:	Distanz, Sachlichkeit, Reserviertheit	Emotionale Nähe, Beziehung, Harmonie	Sicherheit, Berechenbarkeit, das Bekannte	Freiheit, Nichtfestlegung, das Neue
Charakteristisch ist die Tendenz zu:	Selbständigkeit, Autonomie, Überlegenheit	Abhängigkeit, Hingabe, Harmonie	Zuverlässigkeit, Beständigkeit, Bewahrung des Traditionellen	Spontaneität, Flexibilität, Nichtfestlegung
Die Bedeutung sichert er sich durch:	Sachlichkeit, gründliche Arbeit, Sachkompetenz	Zuwendung zu anderen und von anderen	Berechenbarkeit, Zuverlässigkeit, Traditionsbewusstsein	Beachtung und Applaus von anderen; steht gerne als Stimmungsmacher im Mittelpunkt
Verdrängt wird die Sehnsucht nach:	Nähe und emotionaler Bindung	Eigenständigkeit, Unabhängigkeit	Wandel, Veränderung, Flexibilität	Halt, Sicherheit, Beständigkeit
Er hat zu viel an:	Ratio (Kopf)	Gefühl (Bauch)	Festhalten, Bewahren	Nichtfestlegung, Spontaneität

3. Die Versuchung zur Abschätzigkeit

Wichtig ist, dass wir im Umgang miteinander die einzelnen Charaktere nicht gegeneinander ausspielen, sondern lernen, sie hilfreich zu integrieren. Die klassische biblische Perikope hierfür ist 1 Kor 12 mit dem Bild vom Leib und seinen Gliedern.

Vor allem sollten wir begreifen, **dass der andere anders ist, aber nicht besser oder schlechter**. Die Wertung „besser oder schlechter“ ist teuflisch, weil sie durcheinander bringt und Gräben aufreißt. Schon

Winston Churchill hat gesagt: **„Wenn zwei immer der gleichen Meinung sind, ist einer von ihnen überflüssig.“** Unterschiedlichkeit ist die Chance zu Reichtum und Bereicherung des Miteinanders.

Die Herausforderung besteht darin, dass jeder Charakter zwischen Gut und Böse zu Hause ist, zwischen sinnvollem Gebrauch und Missbrauch.

Ein Prediger hat einmal die nachdenkenswerteste Formulierung gebracht: **„Mit der Übertreibung des Guten fängt das Böse**

an.“ Im Blick auf den Charakter scheint mir das besonders zutreffend.

Denn ...

... aus zu viel an Distanzfähigkeit wird Arroganz und Isolation.

... aus zu viel an Nähefähigkeit wird Vereinnahmung.

... aus zu viel an Berechenbarkeit wird Zwanghaftigkeit.

... aus zu viel an Spontaneität wird Unzuverlässigkeit.

Es ist wichtig, dass wir wahrnehmen: Jede Persönlichkeitsstruktur hat Licht- und Schattenseiten, Stärken und Schwächen. Keine ist nur gut oder nur schlecht. Oft entscheidet über „gut“ oder „schlecht“ nicht das uns auszeichnende Wesen, die Grundstruktur, sondern die Situation, in der mehr das eine oder das andere gefordert ist. Würden wir das begreifen und damit sinnvoll umgehen, könnte manchen Streitigkeiten das Wasser abgegraben werden.

Distanzfähigkeit kann im Beruf geradezu äußerst wichtig sein. Ein Sanierungsmanager ohne diese Begabung ist fast undenkbar. Zugleich wird diese Fähigkeit im privaten Zusammenleben eher zur Belastung.

Jeder charakterlichen Begabung entspricht auch ein entsprechendes Defizit. Deshalb muss sich keiner über den anderen stellen.

- Ein ausgesprochen kontaktfreudiger Mensch hat sicherlich mehr Probleme, wenn Zurückhaltung gefragt ist.
- Eine Führungsnatur wird dazu neigen, andere zu bevormunden oder sie gar zu übergehen.

- Ein schweigsamer Mensch verhindert mit seinem Schweigen u.U. gute Lösungen.

Der Sonnenseite des Charakters entspricht eben immer auch eine Schattenseite. Wer das einsieht und beachtet, kann barmherziger und verständnisvoller mit anders gearteten Menschen umgehen.

Nun zu den Herausforderungen, die sich aus den Unterschieden ergeben. Beachten wir doch bitte folgende Gesetzmäßigkeit:

Wer sich in die Mitte rückt, stellt die anderen an den Rand.

Da wir unserer Realität am nächsten stehen, laufen wir immer Gefahr, unsere Wirklichkeit als die einzige anzusehen.

Beispiel: **Umgang mit Stress.**

- Ein Beziehungstyp hat andere Formen des Stressabbaus als ein Distanztyp.

Problematisch wird es, wenn ein Mensch seine Art, seinen Charakter als den eigentlich guten hinstellt und damit die anderen an den Rand drängt. Jeder Charakter, jede Persönlichkeit hat Stärken und Schwächen. Jeder bedarf der Heiligung, der Ausrichtung am guten Willen Gottes. So gehören auch zu jedem Charakter Vorteile, aber auch individuell ausgeprägte Gefährdungen und Sünden.

Hier wollen wir den weisen Satz beherzigen:

„Versuche nie, einen anderen so zu machen wie du bist; du weißt es und Gott weiß es auch, dass einer von deiner Sorte genügt.“

Natürlich liegt es nahe, die Andersartigkeit, das Fremde auch als befremdend wahrzu-

nehmen. Wir müssen begreifen, dass die Welt nicht nur aus unserer Wahrnehmung, nicht nur aus unseren Möglichkeiten besteht. Wie viel Überforderung im Miteinander gibt es, weil wir von uns auf andere schließen?

Da soll in der Gemeindeleitung ohne lange Vorinformation ein Beschluss gefasst werden. Spontane Gemeindeglieder können das, introvertierte müssen oft erst Zeit haben, um zu ihrer, für sie stimmigen Entscheidung zu finden.

Nicht selten neigt man dazu, die andere Wesensart mit **negativ besetzten Begriffen zu beschreiben**.

- Den Introvertierten bezeichnet man dann als verschlossen,
- den Beziehungstypen als vereinnahmend,
- den Bewahrungstypen als zwingend und pedantisch,
- den Freiheitlichen als unzuverlässig, flatterhaft.

Wer so weit geht, wird ungerecht und wehrt nicht selten unbewusst die Herausforderung der Andersartigkeit als Wachstumspotenzial für sich selbst ab. Er hört damit auf, sich seinen Wachstumsbereichen zu stellen.

Wenn ich eine Wesensart, ein Verhalten erst mit negativ besetzten Begriffen beschreibe, werde ich sie nicht mehr anstreben.

Die Herausforderung des Charakters, der Persönlichkeit besteht darin, unser eigenes Gewordensein zu begreifen und es Christus zur Verfügung zu stellen. Er möchte uns so verändern, dass wir ihm fruchtbarer zur Verfügung stehen. Die „Entsprechung“ im anderen ist nicht nur als Ergänzung gedacht, sondern auch als Herausforderung zu eigenem Wachstum.

Nur wenn ich um die Stärken und Schwächen meiner Charakterstruktur weiß, kann ich auf Wachstum zugehen. Nur wenn ich darum weiß, kann ich in der persönlichen Heiligung voranschreiten.

Die Fähigkeit, Veränderung einzuleiten, hört nie auf, auch wenn sie mit zunehmendem Alter schwerer fällt.

Dass es unterschiedliche Charaktere gibt, kann zum einen als Last empfunden werden, es ist aber in Wahrheit ein großartiges Geschenk unseres Gottes.

Leider aber scheitern viele Ehen an der Unterschiedlichkeit der beiden Partner. Und, wie viele Gemeinden brechen auseinander, weil die Herausforderung - mit den unterschiedlichen Charakteren klar zu kommen - nicht gemeistert wird. Unsere Mobilität unterstützt den Irrsinn, sich die Gemeinde zu suchen, wo „man“ sich wohlfühlt. Daran stirbt die Bereicherung, das Wachstum des Einzelnen und der gesamten Gemeinschaft. Vor allem wir Hauptamtlichen sollten in einem guten Bewusstsein leben, wo unsere charakterlichen Stärken und Schwächen angesiedelt sind. Nur so können wir wirklich verantwortlich damit umgehen.

So gehören zu jeder Charakterausprägung besondere Stärken und Schwächen.

- Der Distanzliebende verliert, wenn er nicht aufpasst, den Bezug zu seinen Gemeindegliedern. Er wird u.U. Hervorragendes leisten, wenn es um graphische Ausgestaltung des Gemeindebriefes geht. Bei Hausbesuchen liegt sein Defizit. Er hat oft kein Gespür für das, was emotional geachtet und beachtet werden muss.

- Der Näheliebende hat große Schwierigkeiten, Konflikte anzugehen, weil ihm die Harmonie ein besonders hohes Gut ist. Er neigt dazu, alles unter den Teppich zu kehren.
- Der Beständigkeitsliebende steht in der Versuchung, anderen seine Überzeugungen aufzuzwingen.
- Der Freiheitliche hat seine Schlagseite darin, dass er unberechenbar ist. Er gerät sehr schnell in Konfrontation mit dem Beständigkeitsliebenden.

Halten wir fest:

Was mich auszeichnet, ist im Blick auf das Miteinander in Ehe, Familie und Gemeinde Bereicherung und Belastung zugleich. Das Gleiche gilt für den anderen.

Wohl den Gemeinden, in denen die Glieder transparent über Schwächen und Stärken im Gespräch sind. Wohl denen, die von der Annahme in Christus herkommen (Röm 15,7) und dieser auch im Miteinander Raum gewähren. In solchem Klima ist gemeinsames geistliches Wachstum möglich, aber auch das der jeweiligen Persönlichkeit.

Sabine Naegeli sagt zutreffend: „Nur wer geboren ist, kann sich wahrnehmen. Nur wer sich wahrnimmt, kann sich wandeln.“ (aus: „Die Nacht ist voller Sterne“, Herder Verlag)

Unsere Unterschiedlichkeit ist die Voraussetzung zu einem optimalen Ganzen. Der viel gebrauchte Begriff von der sozialen Kompetenz kommt da zum Tragen, wo wir die Fähigkeit entwickeln, in unserer Unterschiedlichkeit miteinander klar zu kommen

und an den Unterschieden nicht zu scheitern.

Den vollkommenen Menschen gibt es nicht!

Christus allein war ohne Sünde (2 Kor 5,21; Hebr 4,15). **Wir sind gefordert, Wandlung anzustreben, aber nicht Vollkommenheit.** Im NT wird nur im Blick auf den Rechtsstatus vor Gott davon gesprochen, dass Neues geworden ist. Für unser Leben als Christen werden wachstümliche Begriffe und Bilder gebraucht. „Verändert euch...; leget ab und ziehet an...; so tötet nun...; ich habe gelernt...; trachtet nach dem...“ usw.

Halten wir die Spannung aus, noch nicht perfekt zu sein? Halten wir uns in gegenseitiger Wertschätzung und Achtung auch aus, obwohl wir uns zu tragen geben?

Christen sind Menschen, die transparent und barmherzig miteinander auf dem Weg sein wollen. Werden hingegen Fassaden von nicht gedeckter Frömmigkeit aufgerichtet, stirbt alles Wachstum ab. Hinter jeder Fassade wächst die Angst und sind die wesentlichen Kräfte des Wachstums gebunden.

In 1 Joh 1,7ff wird gerade die Gemeinschaft der Christen auch als „Sündergemeinschaft“ definiert. Eine ganz wesentliche Herausforderung des Charakters besteht darin, in diesem Spannungsfeld zu bleiben, das Luther so bezeichnete: „Wir sind Gerechte und Sünder zugleich.“

Nicht umsonst erzählt Jesus das Gleichnis vom Balken und Splitter im Auge (Mt 7,1-5). Jeder Charakterstruktur entsprechen besondere, ganz spezifische Neigungen zur Sünde. Dafür gilt es, ein waches Auge zu haben.

Distanztyp	Nähetyt	Beständigkeitstyp	Freiheitstyp
Hochmut, Überheblichkeit, Überforderung anderer, unbarmherzig, perfektionistisch, Erlösung durch Werke	falsche Anpassung, Heuchelei, Fassadenhaftigkeit, Eifersucht, Bitterkeit, Selbstverachtung, Beziehungsmisbrauch	Richtgeist Unwahrhaftigkeit, Geiz, Habsucht, Pharisäismus, zwingendes Verhalten	Geltungssucht, Ichhaftigkeit, Unverbindlichkeit, Untreue, Eitelkeit, Gesetzlosigkeit, Fassadenhaftigkeit

4. Der Charakter und seine Auswirkung in allen Lebensbereichen

Beziehung, Freundschaft; Liebe; Beruf; Glaube; Suchtgefährdungen; Dienstmöglichkeiten und Dienstgrenzen sind durch unseren Charakter geprägt. Es ist deshalb wichtig, dass wir uns einigermaßen zutreffend einschätzen und uns in der Schwerpunktsetzung unseres Dienstes fordern, **aber nicht überfordern**.

Wer in seiner Dienstgestaltung seine Charakterstruktur nicht berücksichtigt, riskiert eine Erkrankung.

Ein Petrus musste nicht wie Johannes werden und umgekehrt.

Introvertierte Menschen sollten zwar die Herausforderung der Beziehungsarbeit suchen, aber keineswegs zum Hauptziel ihrer Beschäftigung machen. Wenn Paulus vom Leib und seinen Gliedern spricht, dann ist damit der gabenorientierte Einsatz vorgegeben. Wenn in unseren Gemeinden das Miteinander von der Annahme durch Christus (Röm 15,7) geprägt ist, kann der Einzelne seine Schwachstellen, seine Wachstumsbereiche benennen, an ihnen arbeiten und zugleich Ergänzung durch andere zulassen, gar beanspruchen.

Gerade das ehrliche Ansprechen der eigenen Schwächen ist eine wesentliche Herausforderung der Persönlichkeit, um Wachstum zu ermöglichen.

Bsp.: Ein Prediger kommt zu mir, weil er eindeutige Burnout-Symptome hat. Vom Charakter her ist er der intellektuelle Typ, der Sachtyp. Seine verdrängte Sehnsucht geht in Richtung Beziehung. Er hat aber einen hohen Anspruch an sich selbst und sucht deshalb gerade die Herausforderung in der Beziehungsarbeit. Als distanzliebender Mensch überfordert er sich auf diese Weise permanent. Eines Tages bricht er zusammen.

Im Rahmen der therapeutischen Seelsorge erkennt er, wie stark er sich in seiner Charakterstruktur überforderte. Es kommt zu einer Neubesinnung. Aufgrund der Neuorientierung geht er auf ein theologisches Studium an der Uni zu, um später im wissenschaftlichen Bereich oder im Lehramt eine Stelle einzunehmen. Es geht ihm zunehmend besser, er gesundet und ist mit viel Freude am Studieren.

Für mich war es ein Aha-Erlebnis, als ich erkannte, welche „letzten Worte“ Jesus an

seine so unterschiedlichen Jünger Petrus und Johannes richtete.

Dem spontanen und selbstbewusst wirkenden Petrus sagt er:

„Früher gürtetest du dich selbst und tatest, was du wolltest; wenn du aber alt sein wirst, wird ein anderer dich gürtend und führen, wohin du nicht willst.“ Joh 21,18

Johannes, dem offensichtlich Nähebedürftigen sagt er, zunächst seiner Mutter zugewandt: „Weib, siehe, das ist dein Sohn. Danach sprach er zu dem Jünger: Siehe, das ist deine Mutter.“ Joh 19,26.27

Damit geht Jesus auf die spezielle Charaktereigenschaft der beiden ein.

Christen mit ausgeprägt bewahrendem Charakter sollten zwar Aufgaben wahrnehmen, die mit Beständigkeit, Zuverlässigkeit und Ordnung zu tun haben, aber man sollte es eher vermeiden, ihnen die Möglichkeit zu geben, mit ihrem Bedürfnis nach Beständigkeit Macht ausüben zu können. Ihr Sicher-

heitsbedürfnis ist meist so groß, dass sie sich allen Veränderungen in den Weg stellen. Damit werden nicht selten missionarische Initiativen verhindert. Interessanterweise spricht Paulus im Blick auf den eher gesetzlichen Menschentyp vom Schwachen (vgl. Röm 14,1-12; 1 Kor 8; 1 Thess 5,14). Im Rahmen dieses Vortrags kann ich nur einen groben Überblick geben.

Die Charakterstruktur und ihre Herausforderung in Glaube und Gemeinde

Fragen:

- Wie wird sich die jeweilige Charakterstruktur auf das Gottesbild auswirken?
- Worauf wird ein Mensch mit entsprechender Charakterstruktur in der Ausgestaltung des Gemeindelebens Wert legen?
- Worauf wird er seine Schwerpunkte in der Verkündigung setzen? Was sind seine Lieblingsthemen?

Vorherrschendes Gottesbild	Vorherrschendes Gottesbild	Vorherrschendes Gottesbild	Vorherrschendes Gottesbild
der intellektuelle, rational erfassbare Gott	der liebende Vater	der strenge, am Gesetz orientierte Gott	der emotional, durch den Heiligen Geist gegenwärtige und handelnde Gott
kopfmäßiger Glaube, vernunftorientiert	gefühlsmäßiger Glaube, erfahrungsorientiert	gesetzlicher Glaube, gehorsamsorientiert	kindliche Gottesvorstellung

Wachstumspotential findet sich vor allem beim jeweiligen Gegensatztypen

Distanztyp >	< Nähetyp	Beständigkeitstyp >	< Freiheitstyp
Im Nachfolgenden möchte ich die Unterschiede im gemeindlichen Miteinander charakterisieren.			
Emotional gleichbleibend, selbstbeherrscht. Verachtet die Mühen für das Schöne. Geringschätzig im Blick auf Emotionales. Bevorzugt Lehrhaftes, Dogmatiker. Argumentiert rational. Scharfer Denker. Leistungsorientiert. Wenig Selbstmitteilung, eher kritischer Zuhörer.	Emotional schwankend. Schnell verunsichert. Legt Wert auf Begegnung, Gemeinschaft. Dienstbereit, opferbereit. Liebt den persönlichen Austausch in der Gruppe. Rationale Verkündigung. Mitteilsam. Braucht den Zuspruch. Empfindet stark mit anderen. Anteilnehmend. Will es allen recht machen. Offen für Mystik, Meditation.	Bevorzugt gesetzliche Auslegung. Regelmäßigkeit ist ihm wichtig. Dabei sein ist wichtiger als das Verstehen. Pflichtbewusst im Miteinander. Mag die Auslegung des prophetischen Wortes. Sehr zuverlässig. Akkurat in der Mitarbeit. Zielt auf Fehlerlosigkeit. Zieht gern Fremdautoritäten als Argumentationshilfe heran.	Mitreißender Christ, Mutmacher, Charmeur. Weltoffen, missionarisch. Spontan. Risikofreudig, unkompliziert. Bevorzugt die Gnadenbotschaft. Vergebung wird leicht zur billigen Gnade. Legt Wert auf die Geistesgaben.
Sinnvolle Bereiche der Mitarbeit Leitungsaufgaben, Lehre, Organisation, praktische Dienste	Sinnvolle Bereiche der Mitarbeit Begrüßungsdienst, Diakonie, Kinderarbeit, Frauenarbeit, Raumgestaltung, Besuchsdienst	Sinnvolle Bereiche der Mitarbeit Organisation, Regelaufgaben wie Kassettendienst; Ordnungsaufgaben, bedingt Buchhaltung	Sinnvolle Bereiche der Mitarbeit Begrüßungsdienst, Moderation, Evangelist, Missionar, Jugendarbeit, Öffentlichkeitsarbeit

5. Wie Wachstum als Entfaltung des Charakters gefördert werden kann?

Im Blick auf Wachstum sind wir weniger gefordert, beim anderen zum Treiber zu werden, als vielmehr bei uns selbst dran zu bleiben.

Wie viel Ehen scheitern, weil einer den anderen ändern will, statt an sich selbst zu arbeiten. Entgegenkommen, Annäherung, gibt es eben nicht nur durch die Verände-

rung beim Ändern, sondern auch bei mir. **„Der einzige Mensch, den du ändern kannst, das bist du selbst.“**

Wie viel Auseinandersetzungen und Verletzungen im Miteinander gibt es, weil dieses Grundprinzip nicht beachtet wird.

Natürlich will ich die Verantwortung für den anderen nicht wegreden. Natürlich gibt es im Miteinander der Christen auch Ermahnung und Zurechtweisung. Das ist biblisch manchmal ebenfalls geboten. Doch das darf

nicht zum Eigentlichen unseres Strebens werden. Wo es um die Veränderung oder die Heiligung des Charakters geht, darf ich „egoistisch“ sein und zuallererst an mich denken.

Wie sagt Jesus in der Bergpredigt?: „Was siehst du aber den Splitter in deines Bruders Auge und nimmst nicht wahr den Balken in deinem Auge?.... Du Heuchler, zieh zuerst den Balken aus deinem Auge; danach sieh zu, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehst.“ Mt 7,3,5

Wir können andere zu Wachstum und Veränderung einladen, sollten aber nie von uns selbst absehen.

Was können wir tun?

Wie können wir unseren persönlichen Herausforderungen besser gerecht werden?

1. Bleiben Sie bei sich. Streben sie IHRE Veränderung an und nicht die des anderen. (Mt 7,3-5) „Versuche nie, einen anderen so zu machen wie du bist. Du weißt es, und Gott weiß es auch, dass einer von deiner Sorte genügt.“ Verfasser unbekannt.
2. Hüten Sie sich davor, die Eigenart des anderen mit negativ besetzten Begriffen zu beschreiben. Das würde nur ihr Wachstum verhindern. Geben Sie sich vielmehr Mühe, unangenehme Charaktereigenschaften anders gearteter Menschen, Eigenarten mit wertneutralen Begriffen zu beschreiben.
3. Stellen Sie sich rückblickend einmal pro Woche die Frage: Wo, in welcher Situation wäre die Eigenart des anderen (Reizpartners) für mich von Vorteil gewesen? Damit bleiben Sie auf Wachstumskurs. Halten Sie diese Situationen schriftlich fest.
4. Bringen Sie ihre Schwachstellen im Gebet vor Gott. Bitten Sie ihn, Ihre Bemühungen zu segnen. Vielleicht erhalten Sie dann aber auch eine ähnliche Antwort wie Paulus: Sein Pfahl im Fleisch bewahrte ihn vor Überlegenheit und schenkte ihm die Erfahrung, dass Gottes Kraft in seiner Schwachheit zur Vollendung kommt (2 Kor 12,7-10).
5. Widerstehen Sie der Selbstverachtung ebenso wie der Überheblichkeit (1 Kor 12,14-26). Vergegenwärtigen Sie sich den Reichtum der Unterschiedlichkeit am Bild vom Leib und seinen Gliedern (1 Kor 12).
6. Stellen Sie Gottes Weisheit über Ihre Einsicht, indem sie Gott auch für die Menschen danken, die in Ihren Augen „schwierige Menschen“ sind (Eph 5,20; Phil 4,6; 1 Thess 5,18). Die Perle wächst auch nur durch die Verwundung, die das Sandkorn in der Muschel angerichtet hat. „Gott führt uns manchmal so, dass wir sehr ungewöhnlichen Leuten begegnen, nämlich Leuten, die so sind wie wir. Dann sollen wir Liebe üben.“ Oswald Chambers
7. Betrachten Sie gerade die für Sie schwierigen Menschen mit den Augen Gottes, dann sind auch sie liebenswert.
8. Lesen Sie die Bibel bewusst mit anderen. Je nach Charaktertyp blenden wir nämlich bestimmte Aussagen aus, während

Seelsorge als Wahrnehmung

wir anderes ganz besonders wahrnehmen. Schon bei der Erschaffung der Eva war es Gott ein Anliegen, dem Adam ein Gegenüber, eine Entsprechung zu schaffen und das ist sicher nicht auf den körperlich-sexuellen Aspekt zu beschränken.

Handeln Sie immer ein wenig entgegengesetzt zum Angstimpuls in Ihnen.

Das Unbekannte und Befremdende wird so durch Erfahrung vorsichtig erobert.



*Heinrich
Kaufmann*

Literatur:

„*Unsicherheiten und Ängste*“
Waltraud und Heinrich Kaufmann,
Brunnen Verlag

„*Typen und Temperamente*“
Reinhold Ruthe,
Brunnen Verlag

„*Grundformen der Angst*“
Fritz Riemann,
Ernst Reinhard Verlag

Prof. Rudolf Bohren

1. Sinnliche Wahrnehmung

Theologie und Seelsorge können der sinnlichen Wahrnehmung nicht entraten. In der Seelsorge - wie in der Psychologie - geht es zunächst um die Wahrnehmung des Menschen, des anderen, des Gegenüber. Ich kann nicht Seelsorger sein, wenn ich den nicht wahrnehme, der der Seelsorge bedarf. Ich verstehe die Seelsorge als Problem der Ästhetik, weil es beim Wahrnehmen des Menschen zunächst einmal um einen durchaus sinnlichen Akt geht.

Sinnliche Wahrnehmung ereignet sich in einem bestürzenden Ensemble der Sinnesorgane: Ich gebe dem anderen die Hand, mein Tastsinn spürt, ob er eine trockene oder feuchte Haut hat; vielleicht rieche ich Ausdünstungen oder Parfüms; vor allem sehe ich ihn und höre ihn: In der Regel kommt das Sehen vor dem Hören. Ich habe einen ersten Eindruck, und der ist sehr wichtig; er weckt Sympathie oder Antipathie. Möglicherweise sagt der erste Eindruck mehr als das nachfolgende Gespräch! Ich habe aber einen Menschen noch nicht ohne weiteres wahrgenommen, wenn ich einen ersten Eindruck von ihm habe. Der erste Eindruck wird durch weitere Eindrücke bestätigt oder korrigiert. Seelsorge geschieht in einem fortlaufenden Wahrnehmen des anderen. - Es ist

nicht so, dass die sinnliche Wahrnehmung des anderen einseitig meine Angelegenheit wäre: Der andere nimmt auch mich wahr, hat auch von mir einen ersten Eindruck, der ihm Herz und Mund öffnen hilft oder verschließt. Meiner Wahrnehmung entspricht die Wahrnehmung des anderen.

Seelsorge vollzieht sich in Akten gegenseitiger Wahrnehmung, und es ist ohne weiteres einsichtig, dass die Akte der Wahrnehmung nicht bloß auf Sinneseindrücken, also auf Impressionen, beruhen können, denn es soll ja die Wahrheit des Menschen wahrgenommen werden, und die ist nicht schlechthin identisch mit dem, was wir mit unseren Sinnesorganen wahrnehmen. Die Frage ist nun, in welcher Weise wir die Wahrheit des Menschen wahrnehmen können. Dass ohne sinnliche Wahrnehmung keine Seelsorge möglich ist, heißt: Der Mensch begegnet dem Menschen nicht als reiner Geist, sondern in seiner Leiblichkeit als Geschöpf, das zum anderen hin geschaffen ist. Darum ist eine erste theologische Überlegung mit dem Hinweis der sinnlichen Wahrnehmung zu machen.

Ein erster Schritt der Einübung in die Seelsorge besteht darin, dass man seine Sinne übt im Wahrnehmen. - Mit dem Tätigkeitswort „üben“ ist schon auf das Ungenügen und die Fehlbarkeit unserer Sinne verwiesen. Sie vermitteln nur unvollkommene Kenntnis, sie können sich täuschen. Ein Sinneseindruck, den ich habe, kann falsch sein. Vollzieht sich Seelsorge in Akten gegenseitiger Wahrnehmung, so wird gegenseitige Wahrnehmung immer bedroht durch Täuschung und Lüge. Wenn aber unsere Sinne

nicht unfehlbar sind, wie soll dann der Mensch den Menschen erkennen?

Das Wahrnehmen des Menschen ist schwierig, nicht nur von mir aus, weil ich kurzsichtig bin oder schwerhörig, oder weil ich einen Schnupfen habe und nicht riechen kann. Das Wahrnehmen des Menschen durch den Menschen ist schwierig, weil sich der Mensch vor dem Menschen versteckt, in ähnlicher Weise wie er sich vor Gott versteckt. Ich erinnere an die Geschichte vom Sündenfall, erinnere damit an etwas, was der sinnlichen Wahrnehmung noch verschlossen ist. Die Wahrnehmung des Menschen ist problematisch, nicht nur weil die Sinne im Wahrnehmen „geübt“ werden müssen und fehlbar bleiben, sondern auch aus dem Grunde, weil der Mensch ein Wesen ist, das sich der Sinneswahrnehmung entzieht. Wir hören nicht die Musik, die in ihm klingt und sehen nicht, was in ihm zum Vorschein kommt.

Es lohnt sich, im Zusammenhang unserer Fragestellung einen Blick auf die Reformatoren zu werfen.

2. Zum Menschenbild der Reformatoren

In „De vera et falsa religione commentarius“ von 1525 hat **Huldrych Zwingli** diesen Sachverhalt drastisch ausgedrückt:

„Erkennen, was der Mensch ist, ist ebenso schwer als einen Tintenfisch fangen. Denn wie dieser sich in seinen schwarzen Saft versteckt, sodass man ihn nicht packen kann, so erzeugt der Mensch, sobald er merkt, dass man ihn fassen will, rasch so dicke Nebel der Heuchelei, dass kein Lyn-

keus und kein Argus ihn erwischen können. Darüber hat nicht nur Momus, der Bissige, geklagt, sondern das erkennt auch der göttliche Verkünder des Evangeliums Paulus in 1 Kor 2 (Vers 11): „Denn wer von den Menschen weiß, was im Menschen ist, als nur der Geist des Menschen, der in ihm ist?“ (Hauptschriften 9, 1941, 42f). Schon der Psalm weiß:

„omnis homo mendax“ - „Eitel Trug sind die Menschen alle“ (115 bzw. 116, 11). Zwingli war der Meinung, „dass der Mensch nicht vom Menschen erkannt werden kann. So frech leugnet er, so rasch verstellt er sich und heuchelt, dass er, wenn du meinst, ihn an einer Seite gefasst zu haben, längst an einer andern entwichen ist“ (43). Da der Mensch den Menschen nicht erkennen kann, und „nur wenige, ja gar keine“ zur Selbsterkenntnis kommen, folgert Zwingli: „Von Gott also, dem Menschenschöpfer, müssen wir die Erkenntnis des Menschen erbitten, so gut wie die Gotteserkenntnis. Nur geschieht das aus verschiedenen Ursachen. Denn die Gotteserkenntnis ist unserem Verstand versagt, weil er zu schwach ist und weil der Glanz und die Klarheit Gottes zu übermächtig sind. Den Menschen zu erkennen aber, ist uns versagt, weil er, wie oben gezeigt, im Leugnen und Heucheln frech und rasch ist“ (44).

Martin Luther war der Meinung, die Philosophen und Aristoteles hätten weder einsehen noch definieren können, was der Mensch theologisch sei, aber wir können dies, weil wir nach Gottes Gnade die Bibel haben (Disputation de homine von 1536, WA 39 1, 179). Nur wenn er sich in dem

Brunnen selbst, der Gott ist, erschaut hat, kann er sich wahrhaft erkennen (WA 39 1, 175).

Wenn Zwingli vom Objekt des zu Erkennenden Menschen her die Möglichkeit des Erkennens leugnet, so leugnet Luther vom Subjekt des Erkennenden her die Möglichkeit der Erkenntnis des Menschen.

Johannes Calvin aber macht Menschenkenntnis von der Gotteskenntnis abhängig: „... der Mensch (kann) auf keinen Fall dazu kommen, sich selbst wahrhaft zu erkennen, wenn er nicht zuvor Gottes Angesicht geschaut hat und dann von dieser Schau aus dazu übergeht, sich selbst anzusehen“ (Inst. 1.1,2, übers. von Otto Weber, 1936, 2). Calvin sieht eine enge Verklammerung von Gotteserkenntnis und Selbsterkenntnis: „Gott (kann) von uns gar nicht rein und gewiss erkannt werden, wenn nicht wiederum die Selbsterkenntnis hinzukommt“ (Inst. 1.15,1, aaO, 171; vgl. T. F. Torrance, Calvins Lehre vom Menschen, 1951).

Also keine Selbsterkenntnis ohne Gotteserkenntnis, keine Gotteserkenntnis ohne Selbsterkenntnis und das heißt doch, in der Gotteserkenntnis ist immer schon das Erkennende Selbst im Spiel; darum ist aller Theologie Psychologie beigemischt. Ich kann Gott nicht erkennen, ohne dass ich selbst dabei bin. Ich kann mich selbst und den Nächsten nicht erkennen, indem ich von Gott absehe. Erkenne ich mich und den anderen nicht abstrakt, sondern im Zusammenhang mit dem lebendigen Gott, wird die Psychologie theologisch bestimmt werden müssen. In der Verklammerung von Gotteserkenntnis und Selbsterkenntnis wird

das Verhältnis von Psychologie und Seelsorge radikalisiert. Eine Scheidung ist nicht mehr möglich ebensowenig wie ein friedliches Nebeneinander. Die Probleme, die hier auftauchen, sind weithin noch nicht bedacht. Hier soll nur auf einen Aspekt hingewiesen werden, der nachdenkenswert erscheint:

Eine richtige Theologie impliziert richtige Psychologie, psychologische Fehler deuten auf theologische Mängel.

Johann Christoph Blumhardt macht im Falle der Gottlieb Dittus psychotherapeutisch genau das Richtige (vgl. Gaetano Benedetti, Johann Christoph Blumhardt. Seine Seelsorge im Lichte heutiger psychotherapeutischer Kenntnisse, Reformatio 9, 1960, 10ff).

3. Hinweis auf die psychoanalytische Wahrnehmung

Ich nehme die Methode der klassischen Psychoanalyse als Lehrstück: Sie braucht ein Zimmer, eine Couch und einen Sessel. „Der Patient liegt auf der Couch und der Analytiker hat in einem Sessel dahinter Platz genommen“ (Alfred Lorenzer, Die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis. Ein historisch-materialistischer Entwurf, 1974, 105). Diese szenische Anordnung zeigt, dass offenbar eine ungeheure Reduktion der sinnlichen Wahrnehmung stattfindet. Der Analytiker beobachtet nicht das Mienenspiel, die Gestik, er konzentriert sich auf die sprachlichen Äußerungen. „Was der Psychoanalytiker einwandfrei wahrnehmen kann, ist ungeschmälert nur dasjenige, was der Patient sagt“ (Lorenzer, 106). Offensichtlich zeigt

sich der Meister in der Beschränkung. Was der Patient sagt, ist für den Analytiker nicht nachprüfbar. Wahrgenommen wird nur Gesagtes und das wird für bare Münze genommen in der Weise, dass es nicht auf seine Faktenwahrheit nachgeprüft wird. Offensichtlich hat der Analytiker auch „kein leitendes Erkenntnisinteresse an der Faktenregistrierung“ (107). - „Wie Freud schon heraus hob, befindet sich der Analytiker in der Rolle der schlafenden Mutter, lauscht in >freischwebender Aufmerksamkeit< den Mitteilungen des Patienten, womit sich eine eigentümliche Begrenztheit des logischen Verstehens andeutet“ (108). Im Bild von der schlafenden Mutter zeigt sich noch einmal die Reduktion der Wahrnehmung. Die Mutter nimmt im Schlaf nicht wahr, was um sie herum geschieht; aber das leise Weinen des Kindes weckt sie auf. Die Reduktion von Wahrnehmung steigert ihre Intensität. Das Hören der schlafenden Mutter ist auf einen Ton nur ausgerichtet.

Nehmen wir die Psychoanalyse als Beispiel, so zeigt sich, dass offenbar die Beschränkung, der Verzicht auf so vieles, was wahrnehmbar wäre, in hohem Maße effektiv war. Die Einseitigkeit der Wahrnehmung führt dazu, dass mehr wahrgenommen werden kann, als bei einer möglichst allseitigen Wahrnehmung. Auf diese Weise macht die Psychoanalyse ernst mit dem paulinischen Satz, wonach unser Erkennen Stückwerk ist (1 Kor 13,12). - Zur Wahrnehmung gehört offenbar auch eine Selektion dessen, was wahrzunehmen ist und was nicht. Und Selektion beinhaltet immer schon eine Interpretation: Ich brauche zur Wahrnehmung

nicht nur meine Sinnesorgane, ich brauche auch meinen Verstand; der bringt das Wahrzunehmende in Zusammenhang mit dem schon Wahrgenommenen. Ich ordne das, was mir widerfährt, ein in den Horizont meiner Erfahrungen und Erkenntnisse. Ich verknüpfe das, was mir zustößt und zufällt mit meiner Geschichte. Solches Einordnen und Verknüpfen nennen wir Verstehen. Die Frage nach dem Verstehen wird zur Frage nach dem Horizont. Nehmen wir nochmals die Psychoanalyse als Exempel: Was der Mann im Sessel von dem auf der Couch Liegenden zu hören bekommt, wird gedeutet in der Weise, dass er es in einen Zusammenhang hineinstellt. Das sprachlich Mitgeteilte wird verknüpft mit der Vergangenheit, es wird im Horizont frühkindlicher bzw. frühmenschlicher Erfahrung gesehen und auf diese Weise geklärt. Im Zusammenspiel von Analytiker und Patient wird der Zusammenhang der sprachlichen Mitteilung mit der frühkindlichen Erfahrung einsichtig, und diese Evidenz bringt - wenn ich so sagen darf - dem Patienten Erleuchtung und damit Heilung. - In der Analyse kommt es - wenn ich sie recht verstehe - zu einer Art Wiedergeburt durch Erinnerung. - Was an Freud fasziniert: er hat den Menschen neu gesehen, indem er ihn in einer Dimension sah, die vorher so nicht gesehen wurde. Er sieht den Menschen, indem er ihn anleitet, frei zu assoziieren, sich den Einfällen zu überlassen. Er sieht den Menschen, indem er auf ihn hört, und er sieht den Menschen, indem er über ihn hinaussieht in das Land seiner Kindheit bis hin zu den Küsten, an denen menschliche Geschichte begann. -

Das Geheimnis der Psychoanalyse besteht offenbar in der Kunst der Verknüpfung; das Leiden wird in Zusammenhang gebracht mit dem, was in den Assoziationen und Traum-erzählungen aus der Vergangenheit an den Tag kommt. Damit bestätigt und überholt Freud den Satz eines Freundes von Hiob: „Wir sind von gestern her und wissen nichts“ (Hiob 8,9).

Ich nehme nun das an der Psychoanalyse Aufgezeigte als Modell zur Erläuterung theologischer Wahrnehmung. Sicherlich geht es auch in der seelsorgerlichen Begegnung zunächst um eine sinnliche Wahrnehmung. Wie aber selektiere ich? Nach welchem Gesichtspunkt und wie nehme ich den anderen wahr? Und was bedeutet jetzt die reformatorische Sicht des Menschen? Vermutlich kam sie aufgrund einer besonderen Selektion zustande.

4. Seelsorge als Sehakt

1. Der Einzelne im Horizont des Immanuel

Die Thematik Seelsorge und Psychologie einerseits und die traditionelle Seelsorge andererseits verführen uns zu einer isolierten Wahrnehmung des Menschen im Horizont seiner religio privata. Wenn wir von einem Hinweis auf Freud herkommend nach seelsorgerlicher Wahrnehmung fragen, sind wir zusätzlich gefährdet. Wir tun gut, die Kritik, die von marxistischer bzw. neomarxistischer Seite her an der Psychoanalyse geübt wurde, zu beachten, dass sie den Menschen nicht genügend als gesellschaftliches Wesen sehe, dass sie den Menschen in seiner Subjektivität isoliere. Alfred Lorenzer

versucht denn auch, die Sicht des Menschen aufgrund der marxistischen Gesellschaftslehre zu erweitern.

Vielleicht hilft uns auch eine Unterscheidung, die die ältere Seelsorgelehre traf, zur Vermeidung eines auf den Einzelnen isolierten Seelsorgeverständnisses. Die ältere Seelsorge hat in der cura animarum unterschieden zwischen einer cura generalis und einer cura specialis.

E. Chr. Achelis z. B. beginnt nach einer Einleitung mit dieser Unterscheidung (Praktische Theologie, 1890, 1, 441ff): „Die cura generalis ist der Zweck und Gegenstand der Predigt, der Katechese, der Liturgie“ (442). Ihr Gegenstand ist die Gemeinde. Gegenstand der cura specialis ist „das einzelne Gemeindeglied, dem dasselbige Evangelium in seine individuellen Stimmungen, Lagen, Zerstreuungen... hineingebracht wird“ (443).

Wir können diese Unterscheidung als Hilfskonstruktion übernehmen; sie schützt zwar nicht unbedingt vor der Isolierung des Einzelnen, aber sie macht deutlich, wie sehr die Aufnahme der Psychologie in die Seelsorge zu einem verengten Verständnis von Seelsorge drängt in dem Sinne, dass wir Seelsorge ausschließlich als cura specialis verstehen. Die an der Psychoanalyse geübte Kritik gilt erst recht im Blick auf die Seelsorge, die nur zu leicht über dem Einzelnen die gesellschaftlichen Probleme vergisst.

Ich formuliere als These und formuliere in der Verengung, die unsere Thematik mit sich bringt und formuliere als Glaubenssatz:

Seelsorge heißt einen einzelnen Menschen und seine Geschichte sehen in einem Zusammenhang mit der Geschichte Gottes - ein Zusammenhang, der in der Gegenwart des Geistes evident wird. Auf eine Kurzformel gebracht, lautet die These: Seelsorge heißt, einen Menschen wahrnehmen im Horizont des Immanuel.

Der Mensch, den der Seelsorger im Ensemble seiner Sinne wahrnimmt, wird in einen Horizont hineingestellt, der sinnlich wahrnehmbar ist zunächst nur durch das Gehör; dann auch im Essen und Trinken, vorher schon in der Berührung mit dem Taufwasser. Im Hören auf das Evangelium tut sich ein neuer Horizont auf, ein Horizont auch andersartiger Wahrnehmung, ein zwar unsichtbarer aber keineswegs ein sinnlich nicht wahrnehmbarer Horizont! - Der Horizont des Immanuel ist der Horizont des Schöpfungsmittlers, der Horizont dessen, in dem alles zusammengefasst werden soll, „was im Himmel und auf Erden ist“ (Eph 1,10). Der Horizont des Immanuel umfasst die Schöpfung und die Gesellschaft so gut wie das Volk, das als neue Schöpfung und neue Gesellschaft sich bildet. Den Einzelnen sehen im Horizont des Immanuel heißt, ihn in einem gemeinsamen Leben sehen: Immanuel heißt „der Gott mit uns“, nicht „der Gott mit mir“. Er ist mein Gott und mit mir, indem er mit anderen ist und ich mit ihnen. Er ist mein Gott, indem ich zu seinem Volk gehöre und auf seiner Erde wohne, geschwisterlich mit allem Erschaffenen.

Einen Menschen wahrnehmen im Horizont des Immanuel geht über alles Beobachten hinaus: das heißt, den Menschen von sei-

nem Schöpfer her sehen, heißt, ihn von dem her sehen, was er durch seinen Erlöser geworden ist, heißt, auf das hinsehen, was er durch seinen Vollender werden wird.

Einen Menschen wahrnehmen im Horizont des Immanuel heißt: ein Verborgenes entdecken, das, was noch nicht vor Augen ist, schon sehen! Ich nehme wahr, was ich zunächst nur vom Hörensagen kenne: Der Mensch ist Geschöpf und sein individuelles Wesen ist verwoben ins Ganze der Schöpfung. Durch die Taufe ist er hineingetaucht in den Personzusammenhang des Erlösers, ist Glied des Leibes Christi und als Erwählter ein unteilbar Einziger und auch Einzelner.

2. Seelsorge als Zusammenschau

Ich möchte die Sicht der Reformatoren wieder aufnehmen und weiterführen: In der Seelsorge geht es primär um eine Zusammenschau, um das Sehen eines lebendigen Menschen in seinem Zusammenhang mit dem lebendigen Gott.

Ein sichtbarer Mensch und sein unsichtbarer Gott sind zusammen zu sehen. Das primäre Problem in der Seelsorge ist dieses Sehen, das ein Sehen des Glaubens ist, und dieses Problem ist zunächst das des Seelersorgers und nicht dessen, der Seelsorge sucht. Seelsorge ist abwesend, wo der Glaube fehlt. Wo der Glaube fehlt, fehlt es am Sehen.

In der landläufigen Theologie wird das Problem des Sehens vielfach verkannt, weil man voreilig Paulus zitiert und mit 2 Kor 5,7 das Glauben gegen das Schauen setzt. Solches Festschreiben des Pauluswortes, dass wir im Glauben und nicht im Schauen leben,

verrechnet nicht, dass auch bei Paulus der Glaube unterwegs ist zum Schauen.

Den einzelnen Menschen und seine Geschichte im Zusammenhang mit der Geschichte Gottes sehen, heißt also, den Menschen und seine Geschichte in einem Horizont sehen, der ihm selbst noch verhüllt und verschleiert ist. Seelsorge heißt: stellvertretend glauben. Und das heißt, über die sinnliche Wahrnehmung hinaussehen.

Ich denke, es wird nötig sein, den Zusammenhang von Glauben und Sehen über diesen allgemeinen Hinweis hinaus am **Johannesevangelium** zu verdeutlichen; denn hier wird die Spannung von Sehen und Glauben wie nirgends sonst im Neuen Testament durchgehalten: Das Evangelium hat am Anfang und Schluss Verben des Sehens: „und wir schauten seine Herrlichkeit“ heißt es im Prolog (1,14). Es gipfelt in der Thomaserzählung: „Jesus sagt zu ihm: Weil du mich gesehen hast, hast du geglaubt. Selig sind die, welche nicht gesehen und doch geglaubt haben“ (20, 29). - Das Glauben wird mit dem Sehen parallel gesetzt. Das Sehen ist für Thomas die Voraussetzung des Glaubens. Selig werden aber die gepriesen, die ohne zu sehen glauben, denn sie sehen durch das Nichtsehen hindurch. Glauben ist ein Sehen von etwas, das in Jesus Christus sichtbar wurde und bei seiner Parusie sichtbar werden wird und jetzt in der Gemeinde zum Vorschein kommt. - Die Verben des Sehens werden oft doppelsinnig gebraucht im Sinne von „sehen mit den Augen“, also sinnlich wahrnehmen und „betrachten im Glauben“; sehen kann Ursache

des Glaubens sein, wie bei Thomas, wie denn auch dem Glauben das Sehen verheißen wird: „Wenn du glaubest, wirst du die Herrlichkeit Gottes sehen“ (11,40). Dem Glauben ist das Sehen versprochen. Die Doppelsinnigkeit des Verbums „sehen“ kommt vielleicht am deutlichsten zum Ausdruck in den Abschiedsreden: „Noch eine kurze Zeit, so sieht die Welt mich nicht mehr; ihr aber seht mich, denn ich lebe und auch ihr werdet leben“ (14,19).

In der Seelsorge geht es um eine neue Art des Sehens. Es geht darum, den Menschen so zu sehen, wie die „Welt“ und das ist auch die Welt meiner Sinnesorgane - ihn nicht sehen kann: nämlich als einen Menschen, für den Christus lebt, als einen Menschen, der in Christus ein neues Leben hat. Das konkret Sichtbare mit dem Sehen des Auferstandenen zu verquicken, den Auferstandenen vor und hinter dem sichtbaren Menschen zu „sehen“ das ist Seelsorge. In ihr geht es um ein Sehen im Doppelsinn, um ein Beobachten des Sichtbaren und ein Sehen im Vorschein des Kommenden. Das primäre Problem der Seelsorge als Akt des Sehens ist der Glaube des Seelorgers. In der Begegnung mit seinen Mitmenschen glauben, das ist das Schwerste in der Seelsorge: In der Gegenwart eines Zeitgenossen Jesus als Zeitgenossen festhalten.

Wir können hier von **Johannes Calvin** lernen. Er bemerkt zu Johannes 14,19: „Wenn ich, so spricht er, den Blicken der Welt entzogen bin, werde ich doch bei euch sein. Wenn wir aber diesen verborgenen Anblick Christi genießen wollen, dann dürfen wir

nicht mit fleischlichen Sinnen darüber urteilen, ob er gegenwärtig ist oder nicht. Vielmehr müssen wir die Augen des Glaubens darauf richten, seine Kraft zu erblicken. So kommt es, dass die Gläubigen Christus durch den Geist stets bei sich haben und anschauen, wie weit sie auch leiblich von ihm getrennt sein mögen“ (Auslegung der Heiligen Schrift, Neue Reihe 14, 1964, 360).

Von Calvin her kann man sagen: Voraussetzung evangelischer Seelsorge ist das Genießen des verborgenen Anblicks Christi. Insofern dies fehlt, fehlt es am Evangelischen in der Seelsorge. Man kann auch sagen: **Das primäre Problem der evangelischen Seelsorge ist die Geistesgegenwart.** Das erste, was wir in der Seelsorge lernen müssen, ist, „die Augen des Glaubens darauf richten, seine Kraft zu erblicken“. Der Doppelsinnigkeit des Sehens bei Johannes entspricht die Aussage des Paulus. In Schranken gehalten von der Liebe Christi ist Paulus zu dem Urteil gekommen, „dass einer für alle gestorben ist, also alle gestorben sind“ (2 Kor 5,14). Das hat Folgen: „Und er ist für alle gestorben, damit die, welche leben, nicht mehr sich selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferweckt worden ist“. Die erkenntnistheoretische Folgerung, die Paulus zieht, deutet auf eine Reduktion der Wahrnehmung ohnegleichen: „Somit kennen wir von jetzt an niemand nach dem Fleisch,. . . (5,16). - In diesem Satz liegt die magna charta einer Seelsorge, die ich am Neuen Testament und an den Reformatoren orientiert. Hier leuchtet eine Erkenntnis des Menschen auf, die unsere

Psychologie überholt und den anderen in der Geschichte von Karfreitag und Ostern entdeckt.

Wenn wir in der Psychoanalyse eine ungeheure Reduktion der Wahrnehmung feststellen und sehen, dass diese Reduktion offenbar zum Geheimnis ihrer Wirkung gehört, dann leuchtet ein, dass auch die Kraft der Seelsorge in einer Reduktion besteht; nicht auf Faktenwissen kommt es an, sondern auf das Entdecken eines Menschen in der Perspektive der Kraft des Auferstandenen. - Aber nun sind unsere Augen vielleicht blind oder abgelenkt. Wir fragen, wie es denn möglich sei, die Augen des Glaubens auf die Kraft des Auferstandenen zu richten? -

Wenn das primäre Problem der Seelsorge den Glauben des Seelsorgers darstellt, dann ist der Seelsorger selber der primär Seelsorgebedürftige, und er hört nicht auf, der Seelsorge bedürftig zu sein: Man kann feststellen, dass Seelsorger dadurch zum Seelsorger werden, dass sie Seelsorge suchen und erfahren. Ich denke da an die Bedeutung von Staupitz für den jungen Luther, an die Begegnung von Eduard Thurneysen mit Blumhardt. Man kann Seelsorge nur lernen in der Weise, wie man Seelsorge sucht, Seelsorge an sich ausüben lässt.

Wiederum ist auf die Parallelität mit der Psychoanalyse hinzuweisen. Für die Ausbildung zum Analytiker erscheint wesentlich die Lehranalyse. Als ich zu Beginn meiner pfarramtlichen Tätigkeit mit einem Kreis von Psychiatern in Kontakt kam, staunte ich über die Intensität, mit der sie untereinander über ihre Arbeit im Gespräch waren. Wenn die Seelsorge der Pfarrer weithin im Argen liegt,

hängt dies zu einem Teil daran, dass sie ohne Seelsorge leben. Bonhoeffer sagt das sehr präzise: „Jeder Seelsorger braucht einen Bruder als Seelsorger. Nur wer selber Seelsorge erfahren hat, kann Seelsorge üben. Das ist ein Wesensgesetz der Kirche“ (GS V, 403).

In der Parallelität der Art und Weise des Wahrnehmens wird sofort auch die Differenz zwischen seelsorgerlichem und analytischem Wahrnehmen deutlich: Beide Mal wird der Mensch wahrgenommen auf etwas hin, was er selbst nicht sieht. Was sichtbar bzw. hörbar wird, wird auf ein Verborgenes zurückgeführt, in der Weise, dass das Verborgene ans Licht kommen soll. - In der Psychoanalyse ist das Verborgene die frühkindliche bzw. frühmenschliche Vergangenheit. In der Seelsorge ist das Verborgene eine Geschichte, die außerhalb und vor dem Menschen beginnt, in dessen Erwählung, und die im Menschen zur Vollendung kommen soll. In der Psychoanalyse kommt alles darauf an, dass im Ensemble von Analytiker und Analysand verdrängte Konflikte als solche erkannt und auf diese Weise gelöst werden können. Im Ensemble dessen, der Seelsorge übt und dessen, der sie braucht, kommt alles darauf an, dass der Zusammenhang von Gottesgeschichte und Menschen-geschichte, wie er im Kreuz zum Vorschein kam, durch den Geist evident gemacht wird. Weil das entscheidende Werk das des Immanuel in der Gegenwart des Geistes ist, darum kommt dem Gebet des Seelsorgers, der Schriftmeditation sowie dem brüderlichen Gespräch, in dem er sich vom Geist leiten lässt, entscheidende Bedeutung zu (vgl. unten, 6).

5. Rechtfertigung und Seelsorge

Freud nimmt den Menschen wahr im Horizont seiner Frühgeschichte. Die Seelsorge nimmt den Menschen wahr im Zusammenhang mit seiner Gottesgeschichte, die lange vor der frühen Kindheit sich ereignete: „Dieses Sehen des Menschen als eines, auf den Gott seine Hand gelegt hat, ist der primäre Akt aller wirklichen Seelsorge.“

So wie der Mensch seine Frühgeschichte vergessen, verdrängt hat, so weiß der Mensch nichts von seiner Geschichte, die er mit dem Dreieinigen hatte, hat und haben wird. So wie in der Psychoanalyse nun alles daran hängt, dass diese Frühgeschichte in den Träumen sich äußert und vom Analytiker zur Sprache gebracht wird, damit der Patient sein Heute im Zusammenhang mit seinem Gestern verstehen lernt, so hängt in der Seelsorge alles daran, dass das Heute von seiner Gottesgeschichte her verstanden werden kann. Ich möchte sie hier einmal übungshalber als „Urgeschichte“ bezeichnen. Von dieser Geschichte kommt er her; auf diese Geschichte geht er zu.

Hier müssen wir einen Unterschied feststellen zwischen Psychoanalyse und Seelsorge: Der Psychoanalytiker sieht den Menschen im Horizont von dessen Frühgeschichte. Der Seelsorger sieht den Menschen im umgreifenden Horizont von dessen „Urgeschichte“. Wenn der Analytiker Christ ist, wird er seinen Patienten nicht bloß im Zusammenhang mit dessen eigener Frühgeschichte sehen, er wird ihn im Akt des Glaubens sehen als einen Menschen, „auf den Gott seine Hand gelegt hat“.

Wenn Gott seine Hand auf einen Menschen legt, dann ist er in Beschlag genommen, dann tut Gottes Hand auch etwas mit dem Menschen, und in diesem „Etwas“ liegt das Geheimnis seiner Vergangenheit wie seiner Zukunft; das ist das Geheimnis seines Sündenseins und seine Heiligkeit. Beides kann der Mensch nicht aus sich selbst erkennen. Beides bestimmt aber seine Gegenwart. Die Erkenntnis der Sünde hat der Mensch nicht aus sich heraus. Der natürliche Mensch weiß nicht, was Sünde ist. Er ist kein Sünder. Er wird erst ein Sünder, um es nicht mehr zu sein. - Zweifellos hat man sich in der Tradition der Reformatoren in der Anthropologie mehr am Rückblick statt am Ausblick orientiert. In der reformatorischen Tradition hat man darum sehr viel von der Sünde geredet, bis man auf einmal nicht mehr wusste, was Sünde ist. Ich denke, es wird besser sein, den Menschen auf seine Zukunft hin zu sehen. Die Wahrnehmung des Menschen geschieht im Blick auf das neue Sein.

6. Zur Methodik des neuen Sehens

Ich erinnere nochmals an meine These: „Seelsorge heißt, einen einzelnen Menschen und seine Geschichte sehen in einem Zusammenhang mit der Geschichte Gottes ein Zusammenhang, der in der Gegenwart des Geistes evident wird.“ Auf eine Kurzformel gebracht lautet die These:

„Seelsorge heißt, einen Menschen wahrnehmen im Horizont des Immanuel.“

Wir erinnern uns an die paradoxe Gegenüberstellung, „dass der Mensch nicht vom

Menschen erkannt werden kann“, dass der Psychoanalytiker das Vernommene zusammenbringt mit dem Wissen von der Vorgeschichte. Wir haben Seelsorge verstanden als Zusammenschau: Wie lernen wir nun das Sehen?

Der Geist, mit dessen Gegenwart wir rechnen, ist - so wenig wie der Immanuel - ein Prinzip, sondern eine Person, und damit wird der Zusammenhang zwischen psychoanalytischer und seelsorgerlicher Wahrnehmung erheblich gestört und aufgebrochen.

Die Wahrnehmung des Menschen in der Seelsorge ist nicht so sehr Akt der Gnosis meinerseits, als vielmehr ein Akt des Zeigens und Mitteilens von Seiten Gottes. Ohne Offenbarung kann ich den Menschen nicht in seinem Unverborgenen, in seiner Wahrheit sehen.

Es lohnt sich noch einmal, Thurneysens Sätze zu buchstabieren mit der Frage, wie wir denn zu dem neuen Sehen kommen?

„...Dieses Sehen des Menschen als eines, auf den Gott seine Hand gelegt hat, das ist der primäre Akt aller wirklichen Seelsorge... - es ist der Akt des Glaubens... der allen andern Glaubensakten zu Grunde liegen muss, der eine Akt des Glaubens, durch den die Menschen unter die Gnade kommen und dadurch unsere Nächsten werden.“

Hier wird noch einmal deutlich, dass das primäre Problem der Seelsorge der Glaube ist, der nicht allgemein an einen Gott glaubt, sondern konkret den Gott Israels, der in Jesus zur Welt kam, vis-à-vis eines besonderen Menschen in einer besonderen Situation, vis-à-vis eines sinnlich wahrnehmbaren Menschen also.

Nun stellt sich die Frage: Wie soll ich glauben, wenn ich nichts vor Augen habe als den Unglauben des anderen und meinen eigenen Unglauben? Jesus antwortete auf solche Fragen mit der Seligpreisung dessen, der nicht sieht und doch glaubt (Joh 20,29).

Wir können von daher unsere These erläutern, indem wir schon Angedeutetes wieder aufnehmen: Das Sehen eines Menschen und seiner Gottesgeschichte lerne ich im Hören auf die Erzählung der Gottesgeschichte. Der Glaube aus dem Nichtsehen heraus auf das Sehen hin ist der Glaube, der gehört hat. Im Hören lernen wir das Sehen. Der Glaube, der sieht, was der Unglaube nicht sieht, kommt aus dem Gehör. Wir lernen sehen, indem wir das Gehörte im Gehör behalten und ihm Gehör verschaffen. **Man kann sagen: Die Meditation der Schrift ist die Sehschule der Seelsorge** (vgl. dazu R. Bohren, Seligpreisungen der Bibel - heute, 1974, 9 ff; Predigtlehre, 1980, § 21).

Die Schrift soll dem Seelsorger zur Wahrnehmung verhelfen, soll ihm helfen, den Menschen in seiner Wahrheit zu sehen. Diese Wahrheit ist eine Geschichte, die Geschichte Abrahams, so gut, wie die des Auszugs aus Ägypten, die Geschichte des Zöllners Levi, so gut wie die des Pharisäers Saulus auf dem Wege nach Damaskus. Der Mensch ist wahr nicht ohne diese Geschichten. Alle Assoziationen und alle Träume des Menschen gehören in den Horizont dieser Geschichten. Kein Mensch ist ohne die Geschichte Israels und ohne die Geschichte des Jesus von Nazareth und seiner Apostel. Kein Mensch, der dir begeg-

net, ist ohne diese Geschichte. Seine Seelsorgebedürftigkeit besteht wohl darin, dass er sich selbst noch nicht in dieser Geschichte, die eine Bundesgeschichte ist, vorfindet.

„Nos in verbum suum, non autem verbum suum in nos mutat“, sagt Luther. Er wandelt uns in sein Wort, nicht aber wandelt er sein Wort in uns (Luthers Vorlesung über den Römerbrief 1515/16, von Johannes Ficker, 1930, II, 65). Damit wird unser landläufiges Verständnis von Hermeneutik umgedreht. Nicht brauchen wir dem Menschen das Wort mundgerecht zu machen. Wohl aber soll der Mensch wortgerecht werden. Nicht soll das Wort ans Ufer des Menschen gebracht werden, sondern der Mensch soll an der Küste des Wortes wohnen. Die Mutation des Menschen aber fängt damit an, dass ich ihn nicht mehr so sehe, wie ich ihn erfahre, sondern so sehen lerne, wie er von Gott gemeint ist. - „Nos in verbum suum, non autem verbum suum in nos mutat“: In der Meditation der Schrift wird der Mensch in seiner Mutationsmöglichkeit wahrgenommen. Im Wahrnehmen des Wortes nehmen wir wahr, was der Mensch werden soll und werden kann. Im Wahrnehmen des Wortes nehmen wir seine Möglichkeit wahr, da kennen wir niemanden mehr nach dem Fleische.

Bei **Hans Joachim Iwand** lese ich den Satz: „Der Mensch und das Wort Gottes - sie können beide nicht statisch einander gegenüberstehen, das eine verwandelt das andere ständig in sich, entweder der Mensch verwandelt Gott und sein Wort in seine Welt

und seine Art, oder umgekehrt, Gott verwandelt uns in sein Wort und in seinen Geist“ (Um den rechten Glauben, 1959, 245).

Wir stehen in der Seelsorge immer wieder vor dem Entweder-Oder, dass wir aus Gott um des Menschen willen einen Götzen machen, der brauchbar wird und domestizierbar für den Menschen, oder dass Gott uns zu Worten macht und uns zu Geist macht.

Wir verstehen vielleicht jetzt, warum Luther sagen kann, dass er Einsicht hat in den Menschen, weil er durch Gottes Gnade die Bibel hat. Wahrnehmung des Menschen geschieht in der Zusammenschau des Menschen mit der Schrift und wer den Menschen mit der Schrift zusammen sieht, bleibt ihm gegenüber nicht sprachlos, er kann für ihn auch die Bibel aufschlagen;

denn die Schrift lehrt uns die Geschichte Gottes und die Geschichte des Menschen zusammensehen. - Wenn es eine Methodik des neuen Sehens gibt, dann ist es die im Hören auf das Wort der Schrift. Und in diesem Hören kommt es zu einer Reduktion der Wahrnehmung. So wie in der Psychoanalyse die Reduktion zur Deutung und Veränderung hilft, so soll in der Seelsorge die Konzentration auf die Bibel zum Neuwerden helfen, zur Mutation ins Wort. Die schlafende Mutter wacht darüber, dass das Wort wach werde für den Menschen und der Mensch für die viva vox.

Ich spreche hier im Rahmen der Seelsorge vom Lesen der Bibel. Wenn der Theologe wie Martin Kähler sagt - ein Christ ist für andere, dann wird er auch für andere die Bibel lesen in der Weise, dass er selbst als Seel-

sorgebedürftiger sie zunächst für sich selbst liest. Die Seelsorge hat also ein verborgenes Tun, eine geheime Rückseite, die nicht versteckt bleibt und die im Umgang mit der Schrift ihr Wesen hat. Ich glaube, dass die evangelische Seelsorge deshalb so wenig evangelisch und so wenig effektiv ist, weil wir weithin vergessen haben, dass ein Fürlesen und Fürmeditieren der Schrift zur Fürbitte gehört und dieser erst die Richtung weist.

Es leuchtet ein, dass solche Übung auch eine psychologische Wirkung hat. Meine Beziehungen zu einem konkreten Menschen werden dadurch entlastet, dass nicht mehr die Gefühle hin und her, das Spiel von Übertragung und Gegenübertragung die Beziehung bestimmen, sondern ein von außen kommendes Wort. Die Gemeinschaft bleibt dann immer noch auch eine psychische, aber sie wird nicht von der Psyche, sondern vom Pneuma regiert.

Ich möchte die Bedeutung des Schriftgebrauches für den Seelsorger deutlich machen an einem Sonderfall der Seelsorge, der alltäglich ist, an der Begegnung mit dem Ungläubigen. Wenn der Seelsorger dem Unglauben begegnet, kommt er in die Versuchung, jetzt das Wort dem Unglauben anzupassen; er kann dem Unglauben nur zu leicht recht geben, weil er ihn ja auch in sich selber kennt. Auch verfügt der Unglaube über ein eindrückliches Imponiergehabe. Lässt sich der Glaube aber vom Unglauben imponieren, ist er schon verloren; damit wird das bisschen Glauben des Seelsorgers durch den Unglauben des anderen verdrängt.

Hier wird deutlich, wozu die Reduktion der Wahrnehmung in der Seelsorge gut ist. Ich kann nicht glauben, indem ich dem Unglauben in mir recht gebe. Ich kann auch dem anderen nicht zum Glauben helfen, indem ich mich durch seinen Unglauben bestimmen lasse. Sein Unglaube ist seine vorläufige Blindheit dafür, dass Gott auch auf ihn seine Hand gelegt hat. Sein Unglaube, das ist sein Nichtwissen dessen, was Gott mit ihm vor hat. Und darum darf ich nicht beim Unglauben stehen bleiben; vielmehr muss ich lernen, den anderen in seiner Zukunft und Möglichkeit zu sehen, also auf seinen künftigen Glauben hin. - Im Blick auf das Große, das Gott mit einem Menschen vorhat, werde ich mich von dem bisschen Widerstand gegen Gottes Vorhaben von Seiten des Menschen nicht imponieren lassen.

Das Fürlesen und Fürmeditieren der Schrift hat nicht nur eine entlastende, es hat auch eine belastende Funktion; der Leidensdruck wächst. Wir leiden an der Differenz zwischen der Verheißung des Geistes und dem betrüblichen Zustand der Welt. Es kann zur Anfechtung kommen, dergestalt, dass wir die Macht und Herrschaft des Unglaubens vor Augen wie wir meinen - in der Abwesenheit des erhöhten Christus erfahren. Unsere Wandlung ins Wort vollzieht sich in Schmerzen. Das neue Sehen lernen wir wohl nur im Leiden, am sichtbaren Leid der Welt. Wenn wir uns dem Leiden entziehen wollen, entziehen wir uns dem Auftrag der Seelsorge. Pneumatologisches Denken ist leidendes Denken. Darum mein ceterum censeo: Der Seelsorger braucht Seelsorge.

Er braucht, was der andere braucht, der zu ihm kommt, um Trost und Rat und Weisung zu suchen, das **Gespräch**. Im Gespräch lernen wir das neue Sehen. Im Gespräch eröffnet sich verborgene Wahrheit. Im Gespräch geschieht die Veränderung und Verwandlung, die zur Seelsorge erst befähigt (vgl. dazu Rudolf Bohren, Geist und Gericht, 1979, 143-157). Und der Seelsorger braucht sein eigenes **Gebet**. „Trotz und Verzagtheit - das geht alles nur zugrunde im Gebet“, sagt Dietrich Bonhoeffer (GS VI, 388). Das Gebet hilft zu einer neuen Sicht des Menschen. Wenn ich den Menschen ohne meinen Trotz und meine Verzagtheit sehe, sehe ich ihn anders! - Das Gebet aber will die Hand Gottes bewegen. Da wacht die Mutter. So bittet die Urgemeinde um ein Ausstrecken der Hand. Es bedarf einer Tat Gottes, damit der Mensch, auf den Gott seine Hand gelegt hat, dies auch merkt.

Wir tun gut, uns zu erinnern, dass zum rechten Beten die Gewissheit seiner Erhörung gehört. Das Gebet ist ein Phänomen allgemeiner Religionsgeschichte: Auch die Heiden beten. Das Spezifische des christlichen Betens ist seine Erhörungs-gewissheit. Darin unterscheidet sich das christliche vom heidnischen Beten. Der Name, der angerufen wird, ist der Name dessen, der hört und erhört. - Und das heißt, dass Gott dem Beter Macht einräumt auch über sich selber. Gott hat sich den Betern verpflichtet in einer Art Eidgenossenschaft höherer Ordnung.

Darum ist die Zusammenschau der Geschichte des Menschen mit der Geschichte Gottes ein höchst effektives Tun, ein Zu-

sammenzählen. Fürbitte zählt. Weil man praktische Theologie nicht ohne Praxis betreiben kann, möchte ich Ihnen eine Seheübung empfehlen, eine Übung an Hand des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Im Credo haben wir eine Verdichtung der Gottesgeschichte, eine Zusammenfassung der Heiligen Schrift, und wir haben in ihm einen Gebetstext. In analoger Weise kann man auch einen anderen Text, z. B. einen Bibelvers, nehmen.

1. Lesen Sie heute abend nochmals die These und versichern Sie sich, dass Gott Ihnen gegenwärtig ist. Damit machen Sie nicht Autosuggestion, vielmehr entdecken Sie eine vergessene und verdrängte Wirklichkeit.
2. Vergegenwärtigen Sie sich die Geschichte Gottes im Beten des Apostolikums. Stellen Sie sich einen Menschen vor, dem Sie heute begegnet sind und stellen Sie diesen ins Credo. Verbinden Sie jede Einzelheit der Gottesgeschichte mit diesem einen Menschen. Haben Sie diesen Menschen gesehen als solchen, auf den Gott seine Hand gelegt hat, werden Sie möglicherweise Stoff haben, die Bitte „Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern“ zu beten.
3. Am Morgen machen Sie die gleiche Übung, indem Sie versuchen, einen Menschen, dem Sie voraussichtlich begegnen werden, im Credo zu sehen. Nehmen Sie ihn ins Credo hinein und beten Sie für ihn, indem Sie das Credo beten.
4. Diese Übung wird Sie möglicherweise seelsorgebedürftig machen. Sie sollen sie nicht anfangen, ohne mit jemandem ei-

nen Austausch in der nächsten Woche zu vereinbaren. - Diese Übung ist für mich selber ein Experiment. - Ich weiß, dass sie nicht ohne weiteres gelingen wird; denn auch das Gebet für einen bestimmten Menschen hat seinen Kairos. Einen Kairos haben wir nicht zu bestimmen. Vielmehr sollen wir uns bestimmen lassen, vom Auftrag zur Fürbitte. Und hier müssen wir auch Geduld haben mit uns selber, wenn die Übung nicht gleich gelingt. Wo aber die Übung gelingt, wird das Gelingen Sie in die Freude führen.

Wir erinnern uns, wie simpel das äußere Arrangement der Psychoanalyse ist: „Der Patient liegt auf der Couch und der Analytiker hat in einem Sessel dahinter Platz genom-

men.“ Die Seelsorge kann auch auf dies Mobiliar verzichten. Was sie braucht, ist ein offenes Buch und gefaltete Hände. So einfach ist Seelsorge. Alle Schwierigkeiten, die wir mit ihr haben, reduzieren sich letztlich auf die Schwierigkeit mit dem so Einfachen.

Prof. Rudolf Bohren

Mit freundlicher Genehmigung des Verfassers in leichter Kürzung entnommen aus „Vom Heiligen Geist“, Kaiser Traktate; 57, 1981 München, S.79ff



Bibelarbeit über Hesekiel 34, 1-16

Johannes Weigel

1. Zeitgeschichte und Exegese

Im Wirken des Priesters und Propheten Hesekiel (593-571 v. Chr.) hebt mit dem 34. Kapitel seines Buches etwas Neues an. Nach dem Berufungsbericht (Kap. 1-3), den Gerichtsworten über Juda und Jerusalem (Kap. 4-24) und den Gerichtsworten über die Völker (Kap. 25-32) sowie dem besonderen Kapitel 33 beginnt Hesekiel („Gott macht stark“) von hier an bis Kapitel 39 mit den Heilsworten für Israel und Juda, um dann mit seiner Vision des neuen Tempels (Kap. 40-48) abzuschließen. Auch wenn in 34,2 noch einmal das „Wehe“ ertönt, so ändert sich doch der Grundton in Hesekiels Verkündigung. Waren vor Kapitel 34 das Anprangern der Sünden, der Aufruf zur Buße und die Androhung des kommenden Gerichts die beherrschenden Themen, so spendet Hesekiel nun Trost und predigt das kommende Heil sowie das neue Gottesreich. Auslösend für diesen Umschwung war die Katastrophe vom August 587: Jerusalem wurde nach anderthalbjähriger Belagerung von den Neubabyloniern unter Nebukadnezar erobert, der Tempel zerstört, die Oberschicht deportiert.

Von daher ist der geschichtliche Ort des 34. Kapitels die Zeit kurz nach dem Fall Jerusalems, von dem Hesekiel in 33,21f erfährt. Die historischen Ereignisse erschütterten

den traditionellen Jahwe-Glauben von Hesekiels Landsleuten und riefen eine Reihe von existentiellen Fragen hervor: Wie konnte Gott nur sein erwähltes Volk verstoßen? Wieso durften die Feinde den Tempel als heilige Wohnstätte Gottes dem Erdboden gleichmachen? Warum wurde die davidische Dynastie trotz ihrer göttlichen Zusagen vom Thron gestoßen? Die Vernichtung des jüdischen Staates im 6. Jh. v. Chr. führte zu einem tiefen Trauma im Bewusstsein Israels, mehr noch als 722 bei dem Untergang des Nordreiches. Es war ein Schockerlebnis. Denn es trat ein, woran niemand gedacht und womit niemand gerechnet hatte: Die Gottesstadt Jerusalem mit dem Zion wurde von den „Ungläubigen“ bzw. von den „Barbaren“ eingenommen.

Es wurde sofort nach den Schuldigen für dieses Debakel gefahndet. Bei den zurückgebliebenen Juden 587 v. Chr. standen nach dem tiefen Sturz Jerusalems kritische Anfragen an den Jahwe-Glauben und damit auch an seine Propheten im Raum. Hesekiel stellte sich der Schuldfrage und zog die Linie sogar weiter bis zur Eschatologie hin. Kapitel 34 ist daher auf der bitteren Erfahrung von 587 zu sehen, aber nicht so sehr als Abrechnung oder Verteidigung, sondern als Trostwort und Zuspruch in einer Zeitenwende, die von Unsicherheit, Angst, Sorgen und Zweifeln bestimmt war.

Hesekiels Wirken zerfällt also in zwei abgegrenzte Perioden vor und nach der Zerstörung Jerusalems. Demgemäß ist auch seine Botschaft eine zweifache. Im ersten Teil warnt er seine Landsleute vor der trügeri-

schen Hoffnung auf eine baldige Rückkehr aus dem babylonischen Exil. Sobald jedoch die Nachricht vom Fall Jerusalems eingetroffen ist, nimmt seine Predigt eine andere Richtung ein. Den Gerichtsankündigungen folgen Verheißungen und Ermunterungen. Nun hat er das gedemütigte Volk vor der völligen Entmutigung zu bewahren. Er lässt es deshalb Blicke tun in eine Zeit, in der Gott sein Volk wieder erhöhen wird. Der wahre Hirte wird kommen und den Platz der unwerten Hirten einnehmen. Gottes Geist wird ausgegossen werden und Israel wird sich bekehren. Als Nation wird es wieder auferstehen. Gott selbst wird sein Volk regieren und alle seine Feinde zunichte machen.

Die Hirten Israels haben den Dienstauftrag Gottes nicht angenommen. Sie haben die Schafe, ihre Milch, Wolle und Fleisch an sich genommen. Wer waren diese Hirten, gegen die der Prophet im Auftrag Gottes reden musste? Es handelte sich um die politischen und geistlichen Führer des Volkes, um Könige und Fürsten, Priester und Propheten. Sie waren in ihrem eigenen Interesse mit der Herde beschäftigt. Sie waren auf ihren Vorteil bedacht (V. 1-6). Darum wird Gott selbst sich seiner Herde annehmen (V. 11). Der gute Hirte nimmt den Weideauftrag den untreuen Hirten wieder weg und er rettet die Herde aus ihren Händen (V. 7-10). Wie Gott sich seiner Schafe annimmt, wird mit zahlreichen Verben beschrieben, z.B. suchen, zurückbringen, verbinden, stärken, behüten und weiden. So wohltuend behutsam geht der gute Hirte mit seiner Herde um. Gott nimmt sich herzlich

und fürsorglich eines jeden Schafes an und sorgt für die beste Nahrung.

Beherrschend für das ganze Kapitel 34 ist das Bild vom Schafhirten und der Schafherde mit all seinen verwandten Begriffen wie Weide, Wolle, suchen, sammeln, führen, lagern lassen und behüten. Im Mittelpunkt des Interesses stehen dabei die Bilder Hirte und Herde als Ausdruck des Verhältnisses zwischen Herrscher und Untertan. Die führenden Schichten des Volkes - in der Mehrzahl als Hirten bezeichnet - werden oft von den Propheten angeprangert.

Auffällig ist ferner der völlige Gegensatz zwischen den Hirten Israels und Gott als Hirte: Sie weiden sich selbst - er führt sie auf die beste Weide; sie achten nicht auf die Schafe - er geht ihnen nach; sie überlassen die Herde der Zerstreuung - er sammelt sie von überall; sie suchen, stärken und verbinden nicht - er tut das alles usw. Gerade in der Unterschiedlichkeit des Verhaltens der schlechten Hirten und des guten Hirten wird deutlich, dass Gott das tut oder zu tun verspricht, was jene versäumen oder verfehlen. Der Schwerpunkt des Kapitels liegt nicht auf dem Anprangern der Missstände, sondern auf dem zukünftigen Heilshandeln Gottes und seiner Bundestreue.

Für das Verständnis von Hes 34 sind auch die Parallelstellen Jer 23,1-8 und Hes 37, 24-28 aufschlussreich. Auch Psalm 23 passt gut in diesen Zusammenhang.

2. Anwendung und Verkündigung

Erlöschen sind die Leuchter im Tempel, erloschen ist die Davidsdynastie, erloschen sind die Hoffnungen. So die Lage des Vol-

kes Israel vor zweieinhalbtausend Jahren. Die Katastrophe kam, trotz aller Warnungen und Drohungen der Propheten, trotz ihres Bittens und Bettelns. Jerusalem wurde erobert, das Königreich Juda aufgelöst, viele Juden ins Exil verschleppt. Wer trägt die Schuld daran: Gott? Das Volk selbst? Seine Führer? Oder alle miteinander?

Unsere Situation ist anders als damals: Die bisher größte Katastrophe unseres Volkes liegt schon über 50 Jahre zurück, es geht uns inzwischen gut, mehr noch, wir gehören trotz zweier Weltkriege zu den reichsten Nationen der Erde. Aber es gibt auch bei uns bedenkliche Entwicklungen, die in eine erneute Katastrophe führen könnten. Der Werteverfall beschleunigt sich immer mehr und mit ihm der Zerfall unserer Ordnungen und unserer Gesellschaft überhaupt. Was vor 30 Jahren noch undenkbar war, ist heute schick, und was vor 30 Jahren noch allgemeine Zustimmung fand, wird heute lächerlich gemacht. Wer trägt die Schuld daran, dass unser Volk immer weniger nach Gottes Geboten lebt und fragt: Gott etwa? Oder unser Volk selbst? Oder unsere Führungsschicht? Oder alle miteinander?

Noch wichtiger als die Schuldfrage ist die Zukunftsfrage: Wie geht es weiter? Wer hilft aus dieser Orientierungslosigkeit heraus? Wer sammelt die ziel- und richtungslosen Menschen? Wer nimmt sich ihrer uneigennützig, fürsorglich und barmherzig an? Wer führt sie recht und gerecht? Auf diese Fragen will uns das Wort des Herrn antworten, das der Prophet Hesekiel vor vielen hundert Jahren bekommen hat und das erstaunlich aktuell zu uns spricht.

In zwei Punkten soll dieses Droh- und zugleich Trostwort entfaltet werden:

a) Hüten wir uns vor herrischen Hirten

Warum? Weil die herrischen Hirten die Schafe nur unter dem Gesichtspunkt ihrer Verwertbarkeit sehen. Die Schafe sind bei ihnen nicht für die Weide, sondern nur für die Wolle da; sie sollen möglichst wenig Arbeit machen und möglichst viel Milch und Fleisch bringen. Weil es den herrischen Hirten nur um sich geht, um ihre Vorteile, um ihre Annehmlichkeiten, bleiben die ihnen anvertrauten Schafe zurück, zerstreut und orientierungslos. Denn die herrischen Hirten sind sich selbst der Nächste und bringen ihre Schäfchen ins Trockene. Daran erkennen wir also die herrischen Hirten: Sie sehen nur sich und sind damit blind für andere. Das erste Erkennungszeichen ist ihr Egoismus. Sie weiden nicht die Schafe, sondern sich selbst nach dem Motto: „Der Mensch, der mir am nächsten ist, bin ich - ich bin ein Egoist.“ Das zweite Erkennungszeichen ist ihre Gleichgültigkeit gegenüber den ihnen anvertrauten Schafen, ganz nach dem Motto: „Ist doch mir egal, was aus denen wird.“ Beides bedingt sich gegenseitig. Wer sich nur um sich selbst dreht, kann anderen nicht nachgehen und umgekehrt.

Wer aber sind die herrischen Hirten, damit man sich vor ihnen besser hüten kann? Sie sind immer und überall, an jedem Ort anzutreffen. Sie beschränken sich nicht auf eine bestimmte Epoche, nicht auf ein bestimmtes Land und nicht auf eine bestimmte Schicht. Wo immer Menschen ein Amt ausüben, Leitung wahrnehmen und damit Verantwortung für andere tragen, sind sie als

Hirte gefragt und gefordert; und wo immer Menschen dies tun, versagen sie auch - als Politiker oder als Pfarrer, als Lehrer oder als Eltern, als Vorgesetzter oder als Mitarbeiter. Wo aber die menschlichen Hirten versagen, greift der göttliche Hirte ein. Darum:

b) Hüten will uns der herrliche Hirte

Gott selbst will sich seiner Herde annehmen. Und was ist unser Gott für ein herrlicher Hirte, der die Schafe in seine Obhut nehmen will! Bei Gott sind die Menschen nicht wertvoll, weil sie etwas bringen, sondern weil er eine Beziehung mit ihnen haben möchte. Gott hetzt seine Leute nicht, sondern er hegt sie. Gott wertet seine Menschen nicht nach ihrer Leistung, sondern er wartet auf sie mit seiner Liebe. Gott sucht nicht zuerst den Nutzen, sondern das Vertrauen. Gott ist dabei in seiner umfassenden Fürsorge auf die verkommene Herde bedacht. Ich will mich ihrer annehmen, verspricht Gott.

Was hier Israel verheißen worden ist, hat sich in Jesus erfüllt. Er ist der wahre Hirte, der sein Leben für seine Schafe lässt. An Jesus können wir erkennen, was den Hirten zum Hirten macht: Er ist im Gegensatz zu den herrischen Hirten völlig selbstlos und immer dem anderen zugewandt. Jesus sieht seine Aufgabe nicht im Herrschen, sondern im Dienen, nicht im Genuss, sondern in der Hingabe. Die Hilfsbedürftigkeit seiner Schafe ruft ihn auf den Plan.

Er geht ihnen nach, er entreißt sie ihrer Entfremdung, er führt sie zusammen und heim zum Vater, indem er für sie leidet und stirbt. Jesus tut all das, was die anderen Hirten nur teilweise oder überhaupt nicht getan haben.

Er sucht das Verlorene, er stärkt das Schwache, er bewahrt das Starke, er heilt das Verletzte, er sammelt das Zerstreute, er beheimatet das Entwurzelte, er leitet das Verirrte, er versorgt das Mangel Leidende, er pflegt das Misshandelte, er ermutigt das Traurige, er trägt das Gestrauchelte, er schützt das Gefährdete, er begleitet das Einsame, er verbindet das Verwundete, er lenkt das Schwierige, er befreit das Gefangene, er rettet das Todgeweihte. Was für ein Hirtenwort ist das von Hesekeel! Ein wahrhaft himmlisches Hirtenwort: Hüten will uns der herrliche Hirte!



*Johannes
Weigel*

Gott in den Ohren liegen – Lk 18,1-8

Hermann Plötner (1936 – 2004) zum Gedächtnis

Paul Gerhard Schwesig

Wo gibt es denn so etwas: ein skrupelloser Richter? Wir leben in einem Rechtsstaat! Und eine bedürftige Witwe? Wir leben in einem Sozialstaat! Und die „Moral von der Geschichte“: Penetranz besiegt Ignoranz? Das mag im Reich der Bürokratie funktionieren, aber im „Reich Gottes“? Da wird uns schon eine abständige Geschichte mit widerständigen Figuren zugemutet. Witwenschaft als Metapher für die bedrängte Situation des Volkes Gottes (z.B. Jes 54,5f; Kgl 1,1) - so weit geht eine bibelfeste Leserschaft noch mit. Aber wer ist dann der „ungerechte Richter“? Jesus konfrontiert uns mit einer klassischen Parabel, die ein außergewöhnliches Vorkommnis erzählt. Und uns einigermmaßen ratlos zurücklässt. Wir brauchen Erklärungen durch Jesus und durch seinen Zeugen Lukas.

1. Mit der ersten Deutung lenkt Jesus unseren Blick auf Gott: „Hört, was der ungerechte Richter sagt! Sollte Gott nicht auch Recht schaffen seinen Auserwählten, die zu ihm Tag und Nacht rufen, und sollte er's bei ihnen lange hinziehen? Ich sage euch: Er wird ihnen Recht schaffen in Kürze“ (Lk 18,6-8a). Damit setzt Jesus einen starken Kontrapunkt zur Figur des Richters: Wenn

schon der kaltherzige Richter, dem Gott und Menschen gleichgültig sind, am Ende reagiert, wie viel mehr der barmherzige Gott, der seine Menschen liebt (Lk 15)! So kann Jesus argumentieren, weil er die menschgewordene Liebe Gottes ist. Er sucht gerade die Menschen auf, die diese Liebe am nötigsten haben. Er lässt sich so auf sie ein, dass er Anstoß erregt (Lk 15,1f). Darum erzählt er denen, die sich über ihn aufregen, die Geschichte vom liebenden Vater (Lk 15,11-32). Weil Gott so ist, muss Jesus so handeln: In seinem Verhalten äußert sich die Barmherzigkeit des himmlischen Vaters selbst. Und dieser Vater wartet nicht nur auf seine Menschen, sondern „besucht“ sie in Jesus (Lk 1,68) und gibt seinen Sohn für sie: „Ist Gott für uns, wer kann gegen uns sein? Der seinen eigenen Sohn nicht verschont hat, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben - wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken“ (Röm 8,31f)? Wenn Gott uns sein Liebstes gibt, sollte er sich dann denen verschließen, die zu ihm rufen? **Wir dürfen Gott in den Ohren liegen, weil er ein offenes Ohr für uns hat.**

Für diesen Gott sind wir nicht nur lästige Mandanten, sondern „seine Auserwählten“ (Lk 18,7). „Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der gerecht macht“ (Röm 8,33). Wir dürfen Gott in den Ohren liegen, weil er ein offenes Ohr für „seine Auserwählten“ hat. Und schließlich: Wenn sich der hartherzige Richter, nachdem er „lange nicht wollte“, schließlich von der hartnäckigen Witwe zum Handeln bewegen lässt (Lk 18,4f), wie viel eher wird Gott reagieren! „Ich sage euch: Er wird ihnen Recht

schaffen in Kürze“ (Lk 18,8a). - An dieser Stelle sollten Sie Ihre Lektüre einen Moment unterbrechen, um „Erinnerungsarbeit“ zu leisten: Wie oft haben wir Gott in den Ohren gelegen, und wie oft haben wir erfahren, dass er ein offenes Ohr für uns hat - manches Mal überraschend schnell! Wir haben allen Grund zu tiefer Dankbarkeit.

2. Diese Überlegungen provozieren aber spätestens jetzt einen ersten Einspruch: Haben nicht Ungezählte zu Gott „gerufen“, denen nicht „in Kürze Recht verschafft“ wurde? Beklagen nicht schon alttestamentliche Beter das ausbleibende Eingreifen Gottes: „Ach du, HERR, wie lange!“ (Ps 6,4)? Rufen nicht auch die christlichen Märtyrer: „Wie lange richtest du nicht und schaffst nicht Recht (*ekdikein* wie in Lk 18,3.5) ...“ (Offb 6,10)? In der Tat: Wenn Gott rätselhaft schweigt, kann er den Angefochtenen geradezu wie der gleichgültige Richter erscheinen! Oder sollen wir uns mit der Unterscheidung behelfen, Gott reagiere zwar nicht immer auf die Bitten um irdisches Wohl, aber immer auf die Bitte um das „ewige Heil“? Doch eine solche Unterscheidung findet sich nicht in biblischen Gebetsunterweisungen, und im Vaterunser bildet die Bitte um das „tägliche Brot“ sogar die Mitte (Lk 11,2-4)! Und würden Arbeitslose oder Schwerkranke wohl solche feinsinnige Unterscheidung überzeugend finden?

Nein, die sich deh nende Zeit stellt die Betenden auf eine schwere Probe: „Ach du, HERR, wie lange!“ Noch einmal hilft die Kontrastierung von gleichgültigem Richter und liebendem Vater weiter: Der Richter der

Parabel reagiert nicht, weil ihm die Witwe gleichgültig ist. Aber der Vater will das Beste für seine Kinder - auch und manchmal gerade dann, wenn die erbetene Reaktion ausbleibt. Wer betet, wird mit dem Geheimnis des überlegenen Gottes konfrontiert: „Denn meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege nicht meine Wege, spricht der HERR, sondern so viel der Himmel höher ist als die Erde, so sind auch meine Wege höher als eure Wege und meine Gedanken als eure Gedanken“ (Jes 55,8f). Gottes überlegene Gedanken anerkennen - was heißt das für unser Beten? Lähmt das nicht jedes einfache und vertrauensvolle Gebet?

Beten angesichts der sich deh nenden Zeit, der sich hinziehenden Erhörung - auf diese Situation wird die Parabel durch ihre einleitende Deutung in Lk 18,1 bezogen. Diese Einleitung legt den Akzent auf das Vorbild der Witwe und ermutigt zu anhaltendem Beten. **Wir dürfen Gott in den Ohren liegen, weil er unsere Ausdauer will.** Unsere Hartnäckigkeit wie die Witwe, die immer wieder zum Richter „kam“ (V. 3 - Imperfekt von „erchomai“). Wie Kinder, wenn sie erleben, dass die Eltern ihnen Bitten versagen und dann gelegentlich an deren elterlicher Liebe zweifeln. Sie fragen zurück, und dann kann sich eine lebhaft e Diskussion entwickeln. Beten ist nicht nur der punktuelle Notschrei zu Gott. Gerade wenn Gott nicht zu reagieren scheint, wird unser Gebet zur permanenten Lebensäußerung des Glaubens. Wir respektieren dann, dass Gottes Gedanken nicht unsere Gedanken sind, aber wir wollen erfahren, dass er „Gedanken des Friedens“ (Jer 29,11) mit uns hat.

Gott seinerseits will uns mit seinem ganz anderen Zeitmaß - 70 Jahre für die nach Babel Weggeführten (Jer 29,10)! - dazu führen, ihn nun erst recht zu „suchen, anzurufen und von ganzem Herzen nach ihm zu fragen“ (Jer 29,12f). Denn er lässt mit sich reden, er lässt sich finden (Jer 29,12-14). Auch wenn sich die letzte Erfüllung hinzieht, eröffnet er überraschende Lebensmöglichkeiten im Vorletzten (Jer 29,5f). Wir dürfen Gott in den Ohren liegen, weil er unsere Ausdauer will. Gerade wenn er uns wie der gleichgültige Richter erscheint, lassen Sie uns Gott umso anhaltender suchen! Denn wir kennen ihn doch anders: als liebenden Vater. Die Antwort wird nicht ausbleiben, ja vielleicht hat sie uns schon erreicht, und wir erkennen sie nur noch nicht, weil sie zu überraschend ist. Paulus hatte seinen Herrn dreimal wegen eines schweren Handicaps, eines „Stachels im Fleisch“, angerufen (2 Kor 12,7f). Und seine verbindlichen Bitten fanden eine konkrete Antwort: „Lass dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“ (2 Kor 12,9). Lassen Sie uns ausdauernd Ausschau halten nach den überraschenden Antworten Gottes, nach seinen „Friedensgedanken“ über uns!

3. Aus der Perspektive der Anfechtung werden erneut kritische Rückfragen wach: Habe ich nicht anhaltend genug gebetet, wenn Gottes Antwort bisher ausgeblieben ist? Nicht vertrauensvoll genug, weil seine Hilfe sich noch nicht eingestellt hat? Kann Beten nur Gottes Arm bewegen, wenn die Ausdauerleistung stimmt? Beten als geistlicher Kraftakt?

Der Evangelist Lukas hat solchem Missverständnis vorgebeugt, indem er der Parabel von Richter und Witwe die Beispielerzählung von Pharisäer und Zöllner folgen lässt. Die beiden Gleichnisse sind einmal durch verwandte Leitwörter miteinander verbunden: In Lk 18,1-8 geht es darum, dass der Witwe bzw. Gottes Auserwählten „Recht verschafft“ wird („*ekdikein*“ in V. 3.5 und das Substantiv „*ekdikesis*“ in V. 7.8), und in Lk 18,9-14 hält sich der Pharisäer selbst für „gerecht“ („*dikaios*“ in V. 9), während der Zöllner „gerechtfertigt“ („*dedikaionenos*“ in V. 14) nach Hause geht. Noch deutlicher verbindet das Thema „Gebet“ beide Texte. Dieser Zusammenhang klärt: Unser Herr will wohl **anhaltendes, nicht aber anmaßendes** Beten. Wir dürfen Gott in den Ohren liegen, weil er die „Sünder rechtfertigt“ (Lk 18,13f). Unsere Erfahrung ist ja immer wieder: Angesichts vermeintlicher geistlicher Erfolge fällt uns das Beten leicht und sind wir uns der Erhöhung sicher. Doch wenn Schwäche und Versagen uns zu schaffen machen, wird unser Gebet kleinlaut und erstirbt irgendwann. Welch wertvolle Entdeckung darum: Gott stärkt die Schwachen, er vergibt den Sündern! So zeigt uns gerade unsere Schwäche, wie sehr wir Gott brauchen, treibt uns unser Versagen erst recht zum Vater. Wir dürfen Gott in den Ohren liegen, weil er die „Sünder rechtfertigt“.

4. Noch einmal lassen wir kritische Fragen zu: Hat solches Beten eigentlich Perspektive? Gott in den Ohren liegen, um dann doch immer wieder zermürend zu warten? Anhaltend beten, um dann doch immer wie-

der vergeblich nach Antwort Ausschau zu halten? „Ach du, HERR, wie lange?“ Bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag?

Nein, spätestens bis zu „seinem Tag“ (Lk 17,24)! Die Parabel mit ihren Deutungen endet unversehens mit dem Ausblick auf den kommenden „Menschensohn“ (V. 8b). Damit wird der Bogen geschlagen zum vorangehenden Abschnitt, der das Kommen des Menschensohnes eindringlich vor Augen stellt (Lk 17,22-36). Der Herr dreht nun den Spieß um und fragt seinerseits: „Doch wenn der Menschensohn kommen wird, meinst du, er werde den Glauben finden auf Erden“ (Lk 18,8b)? Den Glauben, der den kommenden Menschensohn erwartet und Gottes Eingreifen erbittet? Der Gott anhaltend in den Ohren liegt, bis sein Tag kommt?

Das ist die Perspektive unseres Betens: Wir dürfen Gott in den Ohren liegen, weil der Menschensohn kommt. Dann wird unser Herr das Gespräch, dass er mit uns begonnen hat, fortsetzen „von Angesicht zu Angesicht“, und „an jenem Tag“ werden wir ihn „nichts (mehr) fragen“ (Joh 16,23). Bis dahin werden wir mit ungelösten Fragen leben müssen - auch was das Beten betrifft. Wir haben oft keine Lösung, aber „die Erlösung naht“ (Lk 21,28).

5. Aber jetzt - da dürfen wir noch einmal fragen: Ist das bloße Zukunftsmusik? Gar Zukunftsvertröstung? - Der Evangelist Lukas hat darauf eine eindrückliche Antwort gegeben, indem er der Gebetsunterweisung Jesu einen weiten Rahmen gegeben hat: Das „Reich Gottes“, das wir erwarten, ist schon „mitten unter uns“ (Lk 17,20f), und es

gehört denen, die „das Reich Gottes annehmen wie ein Kind“ (Lk 18,15-17). Das ist der Horizont unseres Betens: Wir dürfen Gott in den Ohren liegen, weil sein „Reich mitten unter uns“ ist.

So ist unser Beten innerhalb von Lk 17,20-18,17 buchstäblich hineinverwoben in unsere Beziehung zum barmherzigen Gott, unsere Hoffnung auf den kommenden Menschensohn und seine Herrschaft „mitten unter uns“. Darum wollen wir Gott in den Ohren liegen mit der Bitte, die alle unsere Bitten zusammenfasst und dessen Erhöhung alle Gebetserhörungen einschließt: „Dein Reich komme“ (Lk 11,2)!

Paul Gerhard Schwesig

Der Prediger in seinem Kämmerlein.

**Nach einem Referat bei der Generalversammlung am 19. Oktober
1905 gehalten
von A. Dallmeyer - Cassel**

Seine Seelsorge.

1. Ein Prediger macht seinem Namen Schande, wenn er nicht auch ein "Seelsorger" wird und ist.

Unsere Aufgabe ist „bis zum Sterben Seelen für das Lamm zu werben“. Wenn wir uns auch freuen wollen, wenn große Scharen unter die Predigt des Wortes kommen, so sollten wir doch wissen, dass in der Regel nicht tief gepflegt worden ist, wenn wir, um mit Paulus zu reden, nicht „täglich angelaufen“ werden von solchen Seelen, die unter dem Schall des Wortes in ihrem Inneren beunruhigt worden sind und nun seelsorgerlichen Rat begehren. Viele Prediger wollen keine Seelsorge, weil sie sich dazu nicht berufen fühlen; vielleicht auch, weil ihnen das zu mühevoll ist ... solche Männer haben ihren Beruf verfehlt. Andre Seelsorger haben keine Seelsorge, weil die Seelen zu ihren Hirten kein Vertrauen genießen. Hier ist auch die Weisheit von der Gasse am Platze: „Sei nicht lauter Zucker, sonst verzehrt man dich; aber sei auch nicht lauter Essig, sonst wird man dich ausspeien aus dem Munde.“

2. In der Seelsorge selbst muß die erste Aufgabe die sein, dass sich der Prediger ein möglichst klares Urteil bildet über die innere Stellung der Seele, der er dienen soll...

Ein Arzt muß die Krankheit seines Patienten festzustellen suchen und erst dann Medizin verschreiben, sonst begeht er ein Verbrechen. Ein Seelsorger muß ähnlich verfahren, wenn er nicht die größten Fehler begehen will.

3. Jeder seelsorgerliche Rat muß nach bestem Gewissen erteilt werden.

Es mag uns selbst schmerzlich sein, den Seelen den gottgefälligen Rat in machen Dingen gehen zu heißen; aber hüten wir uns vor falschem Mitgefühl.

4. Das Mittel der Seelsorge muß das Wort Gottes sein und bleiben.

Die Bibel ist die Hausapotheke des Predigers. Sie ist das Schwert des Heiligen Geistes. Sie gibt den Müden Kraft, der Wunde Balsam, den Traurigen Trost. Sie ist der Wegweiser zur Seeligkeit. Sie kann verwunden, heilen, verbinden. Sie ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens, ein Licht auf dem Wege, eine Leuchte in der Dunkelheit, ein Spiegel der Seele. Sie paßt für alle Lagen des Lebens...

Buchrezensionen



*Gary Chapman mit
Randy Southern*

*Die fünf Sprachen
der Liebe für Familien*

*400 Seiten, gebunden
EUR 19,95
Brunnen Verlag Gießen, 2003*

Dies ist nicht das erste Buch von Gary Chapman. Seine „fünf Sprachen der Liebe“ gibt es auch in anderen Ausführungen: für Ehepaare, für Teenager, für Kinder usw. Hier in diesem Band nun ist die ganze Familie im Blick. Da ich noch keines seiner Bücher gelesen hatte, war ich gespannt, was er hier für die ganze Familie schreibt.

Das Buch ist in vier Bereiche eingeteilt. Im ersten Teil geht es um die Beziehung zu dem Ehepartner. Dies ist der größte Abschnitt, da die Ehe die Grundlage für eine funktionierende Familie ist. So fängt Chapman bereits beim Kennenlernen des Partners an und stellt wichtige Punkte zusammen, wie man sich wirklich kennen lernen kann und schon herausfindet, welche „Liebes-Sprache“ der andere spricht. Dann stellt er die fünf Sprachen der Liebe sehr konkret und ausführlich im Einzelnen dar, so dass man sich gut wiederfinden kann.

Im zweiten Teil geht es dann um die Beziehung zu den Kindern. Zunächst werden „fünf Zutaten für eine intakte Familie“ dargestellt. Diese sind heute nicht mehr selbstverständlich, wie z.B. „Der Wille der Eltern,

Maßstäbe zu setzen“. Doch gerade da zeigt er auf, wie wichtig diese verschiedenen Punkte sind, damit man wirklich eine Familie ist. Danach geht Chapman speziell auf die „fünf Sprachen der Liebe für Kinder“ und anschließend „für Teenager“ ein, die sich ja auch in einer speziellen Zeit befinden. So bekommt man hilfreiche Tipps an die Hand, mit denen man in der Familie miteinander voran kommen kann.

Der dritte Teil dreht sich um konkrete Schwierigkeiten, die auftreten können. Sei es um „Wutausbrüche“ oder auch um „Alleinerziehende“. Auch dort merkt man, dass Chapman nicht aus der Theorie heraus schreibt, sondern aus der Praxis kommt.

Im letzten Teil (Anhang) beantwortet Chapman kurz häufig gestellte Fragen und gibt Paaren Gesprächsanregungen und einen hilfreichen Fragebogen an die Hand.

Insgesamt ein solides Buch, das einem selber helfen kann, in seine Familie zu investieren und manche grundlegenden Fragen noch einmal neu durchzugehen. Aber genauso ist dieses Buch geeignet, für die Seelsorge und Begleitung von Familien in der Gemeinde. Sehr übersichtlich sind auch die Fragen und Informationen, die zwischendurch immer wieder in Kästchen am Rand auftauchen. Das hilft einem, manche Passagen schnell wieder zu finden.

Christoph Reumann

Aus der Geschäftsstelle



Liebe Schwestern und Brüder,

schon schreibe ich für die vierte und letzte Ausgabe der akzente im Jahr 2004. Sie enthält auch noch einmal Artikel von unserer Hauptkonferenz, die in

der letzten Ausgabe nicht berücksichtigt werden konnten. Gerade auf den Festvortrag von Prof. Dr. Eckstein warten viele. Die eingefügten Fotos unserer Hauptkonferenz hat uns dankenswerter Weise Wilhelm Kunz zur Verfügung gestellt. Ich wünsche viel Gewinn beim Lesen und grüße ganz herzlich aus Greifswald

Euer Karl-Heinz Schlittenhardt

- Ganz besondere Grüße senden wir zum Fest der **Eisernen Hochzeit** am 21.10. an Geschwister Edmund und Gertrud Lieske, Nauener Str. 11, 70597 Stuttgart. Bruder Lieske ist seit 1946 Mitglied der RGAV und war einige Jahre Bezirksvorsitzender in Baden-Württemberg.
- Ihre **Goldene Hochzeit** feierten am 02.10. Geschwister Lutz und Magdalena Berg, An der Lantert 16, 42551 Velbert
- Ihre **Silberhochzeit** feiern am 20.10. Hans-Jürgen und Eva-Maria Schmahl, Hauptstr. 19A, 04808 Thammenhain
02.11. Gregor und Jutta Schnupp, Heimstr. 49, 56479 Rehe

Wir wünschen für den Festtag und den weiteren gemeinsamen Weg Gottes Segen und grüßen mit dem Wort aus Ps 9,3:

„Ich freue mich und bin fröhlich in dir und lobe deinen Namen, du Allerhöchster.“

- In den vergangenen Wochen wurde uns der Heimgang folgender Geschwister bekannt:

Name	Vorname	Ort	geboren	gestorben
Neß	Hilde	Wuppertal	10.09.1928	05.08.2004
Hedrich	Lilli	Golßen	16.02.1925	22.08.2004
Wahls	Anja	Steinhagen	01.02.1967	07.09.2004

In allem Leid tröstet unser Herr. Er sagt zu: **„Ich will dich nicht verlassen noch von dir weichen.“** (Josua 1,5)

- **Termin** der nächsten Hauptkonferenz:
18. – 21.04.2005 in Sellin/Haus Seeadler, Rügen

Entgelt bezahlt

Sehr geehrte/ter Zusteller/in!

Sollte diese Zeitung unzustellbar sein, gegebenenfalls mit neuer Anschrift zurück.

- ist nicht zu ermitteln
- ist verzogen nach
- ist verstorben

Einladung zur HAUPTKONFERENZ vom 18. bis 21. April 2005 in Sellin, Haus Seadler

Gesamtthema: (Über-) Lebensstrategien

Montag, 18. April 2005

- 18.00 Uhr Abendessen
- 19.30 Uhr Begrüßung: Matthias Genz und Gerfried Blanckenfeldt
„(Über-)Lebt - Gesandt unter Wölfe!“, Referent: Dozent Martin Leupold, Falkenberg

Dienstag, 19. April 2005

- 07.30 Uhr Gebetszeit
- 08.00 Uhr Frühstück
- 09.00 Uhr „(Über-)Lebensstrategien in der säkularen Welt - zwischen Anpassung und Ablehnung“
Referent: Pastor Heinz-Joachim Mehnert, Hermannsburg
- 12.00 Uhr Mittagessen
- 13.00 Uhr Ausflug: Schifffahrt zu den Kreidefelsen
- 18.00 Uhr Abendessen
- 19.30 Uhr Mitgliederversammlung

Mittwoch, 20. April 2005

- 07.30 Uhr Gebetszeit
- 08.00 Uhr Frühstück
- 09.30 Uhr „(Über-)Lebensstrategien in der frommen Welt - zwischen Auftrag und Erwartung“
Referent: Dozent Martin Leupold, Falkenberg
- 12.00 Uhr Mittagessen
- 14.30 Uhr Kaffeetrinken
- 15.00 Uhr Seminare
- 16.30 Uhr Seminare
 - 1) (Über-)Lebensstrategie fürs persönliche geistliche Leben - Lobst du schon oder stöhnst du noch?
 - 2) (Über-)Lebensstrategie in Ehe und Familie - Sprichst du schon oder schweigst du noch?
 - 3) (Über-)Lebensstrategie als Ruheständler - Lebst du schon oder rennst du noch?
 - 4) (Über-)Lebensstrategie im Miteinander der Generationen - Profitierst du schon oder kämpfst du noch?
 - 5) (Über-)Lebensstrategie fürs Alleinsein - Gestaltest du schon oder trauerst du noch?
- 18.00 Uhr Abendessen
- 19.30 Uhr Abend der Begegnung

Donnerstag, 21. April 2005

- 08.00 Uhr Frühstück
- 09.00 Uhr Andacht - Gebet
- 09.45 Uhr „(Über-)Lebt - Erlebt! - Talkrunde mit Lebenserfahrungen und Berichten“
Moderation: Lutz Bahrens
- 10.30 Uhr Pause
- 11.00 Uhr Abendmahl: Matthais Genz
- 12.00 Uhr Mittagessen – Abschluss der Konferenz